

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Belehrende und unterhaltende Geschichten

[urn:nbn:de:bsz:31-339875](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339875)

Belehrende und unterhaltende Geschichten.

Die Lotterie.

Jedes Zeitalter hat seine Modenartikel. Wir können mit Fug und Recht gegenwärtig das Lotteriespiel als solchen anführen.

Hat der Künstler ein hübsches Gemälde ausgeführt und findet gerade keine Abnahme, so reißt er sich aus der Verlegenheit durch die Veranstaltung einer Lotterie. Will ein Staat eine Eisenbahn bauen und es mangelt an Geld, so verschafft er sich ein Anlehen und gibt dasselbe in Form von Lotterieloose aus. Soll zu edeln Zwecken viel Geld zusammengebracht werden, beispielsweise zu Gunsten unster unglücklichen, vielgeprüften Schleswig-Holsteiner, zum Baue einer Kirche, zur Begründung wohlthätiger Stiftungen aus Dankbarkeit gegen einen Stand, aus Liebe und Hochachtung zu großen, edeln Männern &c.; der Weg, der am sichersten zum Ziele führt, ist eine Lotterie.

Kein landwirthschaftliches Fest, keine Gewerbe- und Industrieausstellung geht ohne Lotterie ab und bald erscheint auch kein Kalender mehr der nicht in einer Lotterie seinen Abnehmern Gewinnste offerirt.

Fast könnte man, wenn wir blos die Kalenderlotterie im Auge haben, glauben, dies sei blos ein Lockvogel, eine werthlose Sache an den Mann zu bringen. Diese Annahme wäre jedoch Irrthum. Der Kalender ist in jedem Hause unentbehrlich und würde seine Abnehmer jedenfalls finden müssen. Auch bieten die Preiskalender so viel des Belehrenden und Nützlichen, daß für 6 fr. auf keinem andern Wege so mancherlei Anregendes und Unterhaltendes in das Haus des Armen wie des Begüterten zu bekommen wäre.

Der Wanderer läßt daher auch für's Jahr 1865 einen Preiskalender erscheinen und veranstaltet im Monat Februar 1865 vor einer amtlichen Commission eine Verloosung von 110 fl. Prämien. Der erste Gewinnst erhält 50 fl., der zweite 25 fl., der dritte 20 fl. und der vierte 15 fl. —

Da der Wanderer einmal gerade an der Lotterie ist, so kann er dieses Kapitel doch nicht so (mir nix, dir nix) verlassen. Er will den Lesern noch sagen, was ihm in dieser Beziehung schon lange auf dem Herzen liegt.

Fast in jeder Zeitungsnummer findet man die sonderbarsten Anzeigen: „Mit nur 1 fl. sind 100,000 fl. zu gewinnen.“ „Auf eine solide Art mit 1 fl. 30 fr. zu 150,000 fl. zu gelangen.“ „Gottes Segen bei Cohn in Hamburg. Mit einigen Gulden reich zu werden“ &c. &c.

Wenn dies so richtig oder nur wahrscheinlich wäre, denkt der erfahrene Bürger, so würde der Feilbieter seine Loose selbst behalten und nicht für 1 fl. einem ihm Unbekannten zu 100,000 fl. verhelfen wollen; dies ist Marktschreierei und legt das Zeitungsblatt auf die Seite. Unerfahrene Bürger, Dienstboten &c. nehmen aber mitunter gleich mehrere solch angepriesene Loose, um gleich feinreich zu werden, sie legen das Geld wohlverpackt und sorgfältig adressirt auf die Post, erhalten auch wirklich etliche kleine Zettel mit Loosnummern darauf und damit ist dann Alles rum. Da hilft kein Heiligenanrufen, Gewinnste kommen keine. Daß aber die Loosverkäufer immer noch Leute genug d'ran kriegen, glaubt der Wanderer deswegen, weil solche Anzeigen viel Geld kosten und sich trotzdem in öffentlichen Blättern stets wiederholen.

Oftmals wird auch ein anderer Weg eingeschlagen. Vermögliche Leute erhalten in den kleinsten Orten, ja sogar auf Höfen einen Brief von Frankfurt mit den verlockendsten Anpreisungen. Solche Leute können gar nicht begreifen, wie man in Frankfurt ihre Adresse kennt und halten dies für nichts Geringeres, als für eine Fügung Gottes.

Flugs greifen sie zu und das Geld ist eingekläßt; denn sie wissen nicht, daß kurz vorher ein Kaufmann, Lehrer &c. aus der Gegend einen Brief erhalten mit dem Ansuchen, die Namen von 50 bis 100 wohlhabenden Bürgern

aus der Gegend zu nennen, welchem Ansuchen mitunter doch der Eine oder Andere nachkommt. Wundert sich der Leser jetzt auch noch, wie man in Frankfurt oder Hamburg zc. seine Adresse wissen konnte, und ob dieser Schickung Gottes?

Der Wanderer findet es am Plage, seine Leser über die verschiedenen Lotterien im Allgemeinen aufzuklären. Es besteht bereits kein Staat mehr, in dem nicht einzelne Städte oder er selbst zu einem großartigen Unternehmen — in der Regel Eisenbahnbau — viel Geld nöthig hätte.

Dies sucht man sich bei großen Kapitalisten zu verschaffen und gibt ihm dafür als Bescheinigung lauter Lotterieloose, etwas unter dem Nennwerth. Diese werden nun unter's Volk verkauft und der Staat zahlt sodann alljährlich durch mehrere Ziehungen etliche tausend solcher gezogenen Lose ab. Er verwendet den Zins des Restkapitals theils zur höhern Werthierung der noch nicht gezogenen Lose und theils zu Prämien.

Kann Jemand ein Originalloos, z. B. ein Badisches 35-Gulden oder 50-Gulden-Loose, ein Ansbacher 7-fl. oder ein Oesterreichisches 100-fl. Loose kaufen, so ist das Geld wohl angelegt; es verzinst sich dadurch, daß die Lose in ruhigen Zeiten alljährlich einen höhern Cours haben, und man zudem noch bedeutende Summen gewinnen könnte. Man riskirt bei dieser Art von Lot-

terien nie viel und kann das Loos jederzeit wieder verkaufen. Kauft man aber für etliche Gulden ein Loos bloß auf eine Ziehung (Interimsloose), so ist dies fast immer weggeorfenes Geld. Das Originalloos hat der Bankier in Händen und ist eine große Frage, ob die Nummer, die auf dem Interimsloose steht, nicht schon lange heraus ist, oder gar nie im Spiele war, oder endlich, ob der betreffende



Bankier auch über diese Nummer verfügen kann zc., kurz, es wird Jedermann vor dem Ankauf solcher Lose gewarnt.

Eine andere Art von Lotterien sind die Sechsklassen-Geldlotterien. Es bestehen in der Schweiz in mehreren Kantonen, ebenso in Frankfurt, Hamburg zc. zc. solche Sechsklassen-Geldlotterien. Nach jedem Einsatz ist eine Ziehung.

Nach je 6 Ziehungen ist die Lotterie jeweils zu Ende. Die Erfahrung lehrt, daß von 1000 Spielern hie und da Einer das große Loos gewinnt. Dies giebt dann ein arger Lärm. In einer solchen Gegend, wohin ein bedeutender Gewinnst kommt, erwacht aufs Neue die Lust zum Lotteriespiel, was die Agenten in der Regel trefflich auszubeuten verstehen. Für den Bürgerstand ist das Sechs-Klassenlotteriespiel ebenfalls nicht zu empfehlen, sondern entschieden verwerflich. Manches ehrbare Hauswesen ist schon durch das Lotteriespiel ruiniert worden.

Eine dritte Art Lotteriespiel ist das sogen. Lotto oder die Nummernlotterie (siehe Abbildung). Von 90 Nummern ziehen jedesmal 5 und 85 bleiben der Anstalt. Das Königreich Baiern hat bis vor einigen Jahren dieses verderblichste aller Lotteriespiele in seinem Lande gepflegt und einen

jährlichen Reingewinn von 2--3 Millionen erzielt. Die Landtagsabgeordneten fanden aber doch diesen Gelderwerb für die Regierung schimpflich; deshalb wurde auch dieses Lotteriespiel, das ganz insbesondere vom Arbeiterstande, den Dienstboten, überhaupt von der ärmern Volksklasse benützt wurde, mit vollem Rechte eingestekt. Im römischen Staate, wo übrigens noch Manches faul ist, besteht das Lotto bis auf den heutigen Tag noch. Die dortige Priesterschaft schämt sich nicht, dem armen Volke auch noch auf diese unblöbliche Art seine Kreuzer abzuhoheln.

Das Lotteriespiel ist jedenfalls, meint der Wanderer, nicht das geeignete Mittel, zu Wohlstand, Ehre und Ansehen zu gelangen, sondern Geschicklichkeit, Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit.

Der nordamerikanische Bürgerkrieg.

(Seine Ursachen und Folgen.)

Wenn man in unsern Tagen ein Zeitungsblatt zur Hand nimmt, so findet man in der Regel schon in den Telegrammen Nachrichten vom amerikanischen Kriege, der nun schon circa 3 Jahre dauert und mit unsäglichem Blutvergießen, ja mit Grausamkeit und größter gegenseitiger Erbitterung geführt wird.

Die Anzahl der Gefallenen und Krüppel beläuft sich, wenn man die Berichte zusammenstellt und noch die Hälfte davon abzieht, immerhin auf jeder Seite auf mehr als 100,000 Mann. — Es haben bloß in den Nordstaaten 60,000 Wittwen, die ihre Männer im Kriege verloren, um Staatsunterstützung nachgesucht.

Mancher Leser wird fragen, welches sind denn die hauptsächlichsten Ursachen dieses blutigen Bürgerkrieges?

Da hat der Wanderer vorerst um Entschuldigung zu bitten, wenn die Antwort nicht sogleich in etlichen Worten oder Sätzen unter der Frage steht, wie etwa im Katechismus. Er muß nämlich, um dir die Sache recht deutlich zu machen einen großen Schritt in der Weltgeschichte zurückgehen.

Als 1492 die Spanier, später auch die Portugiesen und noch später andere europäische Völker

nach Amerika kamen, fanden sie jenes Land ziemlich gut bevölkert. Die Völkstämme waren durchaus nicht an harte Arbeiten gewohnt, von schwächlichem Körperbau, kupferrother Farbe und durchweg in bereits wildem Zustande.

Die Europäer meinten berufen zu sein, nicht nur mit dem neuentdeckten Lande, sondern auch mit den Bewohnern nach Belieben schalten und walten zu können. Bald fangen sie diese kupferrothen Eingebornen (Indianer) massenweise zusammen und zwingen sie gewaltsam, für sie in Bergwerken, bei Aufführung von Bauten u. zu arbeiten. Diese armen Bursche aber fielen haufenweise vor Erschöpfung todt zu Boden und machten natürlich nur andern Platz.

Ein Dominikaner-Mönch, Laß-Casas, hat großes Bedauern mit diesem unglücklichen Volksstamme; er machte mit den edelsten Absichten den Vorschlag: Man solle statt diesen schwächlichen Indianern von den starken Negern (schwarze Menschen), von Afrika herüber holen. Diese seien eher geeignet, schwere Arbeiten zu verrichten. Seine Worte fanden Beifall. Doch statt ein Unrecht zu beseitigen, wurde ein zweites geschaffen. Gewissenlose Menschen, die im Orange nach Gewinn das edelste Menschen-

recht — die Freiheit — nicht mehr achteten, schifften sich nach Afrika ein, überfielen dort die Einwohner, brachten sie mit Gewalt auf ihre Schiffe und spedirten sie nach Amerika.

Der Wanderer könnte dem Leser Szenen vorführen, die sich beim Einfangen von Negern zutragen, welche nach unsern jetzigen Rechtsbegriffen wirklich ans Schauerhafte grenzen.

In Amerika wurden nun die geraubten Neger einer öffentlichen Versteigerung ausgesetzt. Nach und nach entstanden in den größten Städten des Südens vom heutigen Nordamerika förmliche Menschenmärkte. Man konnte Männer, Weiber, Jünglinge Knaben, Mädchen, Kinder kaufen und verkaufen. Eine lange Reihe von Jahren dauerte das Zusammenfangen und Herüberholen von Negern öffentlich und ungestraft, bis endlich die europäischen Mächte einschritten und so nach und nach dem saubern Handwerke Einhalt thaten.

Unterdessen zählte man die Negerelaven nach vielen Millionen und sie waren in Amerika ein förmlicher Slavenvolkstamm. Der südliche Theil von Nordamerika — jetzt unter dem Namen Südstaaten bekannt — eignet sich ganz besonders zu Baumwollen-Pflanzung, und die Ländereien sind dort in den Händen von Großgutsbesitzern und nicht in kleine Stücke getheilt, wie z. B. bei uns.

Gewöhnlich baut ein solcher Großgutsbesitzer etwas Kartoffeln und Welschkorn, dagegen mehrere hundert Acker Baumwollenpflanzungen. Dazu hat er sehr viele Leute nothwendig, die er sich auf dem Markte oder einer öffentlichen Versteigerung kauft. Der Wanderer führt den Leser auf einen Slavenmarkt.

Da treffen eiliche Lage vorher die entfernteren und am Markttag die nähern Slavenhändler

und Gutsbesitzer mit Negern ein. Sie sind zusammengekoppelt, wie bei uns die Pferde oder Kühe. Wenn ein Händler auf der Reise seinen Slaven nicht traut, also ein Entweichen befürchtet, so legt er ihnen Handschellen an, wie hier zu Land die Polizei einem ganz gefährlichen Verbrecher, der transportirt werden soll. Jeder stellt seine Neger in besondere Einfänge und verlangt unter Drohungen, daß dieselben recht munter und fröhlich seien. Nicht weil er ihnen ein Fröhlichsein gönnt, sondern weil er rechnet, besser aus ihnen zu lösen. Die Slavenhalter kaufen nämlich muntere, gutausgeräumte Leute lieber, als tief sinnige, ernste, weil man hier schon ein Denken vermuthet, ja annimmt, daß vielleicht der Gedanke an die Menschenwürde bereits in einem solchen schwarzen Geschöpfe Raum gefunden habe, und wäre dies keine empfehlenswerthe Eigenschaft. Der Neger soll bloß essen,



schlafen, arbeiten und die härteste Behandlung, Beschimpfung, Schläge geduldig und ohne Widerrede ertragen; denken soll er nicht.

Der Käufer durchschreitet die schwarzen Slaven, öffnet, ohne ein Wort zu sprechen, oft auch spottend, beliebig die Kleider, beschaut Brust, Naken, probirt die Stärke der Armmuskeln, der Füße, gibt nach Belieben Rippen- und andere Stöße, faßt mit der Linken den Unter-

kiefer, mit der Rechten die Nase und nöthigt so das arme Geschöpf gewaltsam den Mund zu öffnen und das Gebiß zu zeigen.

Der Neger oder die Negerin wird vorgeführt, wobei die Unglücklichen unter sich selbst noch Spöttereien und Neckereien treiben. Nachdem so die Gefühle der Ehre, der Scham, der Menschenwürde aufs Tiefste verletzt und herabgewürdigt sind, wird gehandelt. Kann der Käufer für diese oder jene Eigenschaft: vorzügliche Arbeitsfähigkeit, Anhänglichkeit, große Duldsamkeit bei harter Behandlung und Züchtigung, große Unverschämtheit und Rohheit gegen seine Mitsclaven (zu Aufseher geeignet) garantiren, so erzielt er mitunter mehrere Hundert Dollar mehr. —

Da wird viel Geld umgesetzt. Für einen starken Mann, für ein schönes Mädchen werden 1000—1200 Dollar bezahlt. Kleine Kinder kauft man zu 20—30, Knaben, Mädchen, alte Leute zu 80—120 Dollar.

Gehen wir auf eine Pflanzung. In der Mitte derselben steht dem Besitzer sein Haus (Farmhaus) — in einiger Entfernung befinden sich wieder dumpfe Wohnungen (Blockhäuser) für die Sclaven. Da wohnen sie, so eng es eben nur geht, beisammen. Der Gutsbesitzer gibt den Männern nach seinem Gutdünken Frauen, die Kinder gehören aber dem Gutsbesitzer. Jeder Sclave fast täglich oder wöchentlich seine Kartoffeln und sein Welschkorn. Damit kann er machen, was er will. Er kann's roh essen, kochen oder braten. Den ganzen Tag über müssen die armen Geschöpfe bei der furchtbaren Sonnenhitze arbeiten. Ein oder mehrere Aufseher, in der Regel Unmensen, stehen mit Peitschen hinter den Sclaven und treiben sie zur Arbeit an. Aus purer Bosheit werden hier den Tag über hunderte von Peitschenhieben auf die Rücken der armen Neger und Negerinnen aufgemessen und erst Abends, wenn der Herr die gesammelte Baumwolle eines jeden Einzeln auf die Waage legt und etwa 1 oder 2 Pfund zu wenig zieht, so laßt er ihnen nach Umständen 10—20 Hiebe geben. —

Mancher ist am Abend so müde und so zerschlagen, daß er vergißt, sein Welschkorn auf der Handmühle zu mahlen und vor lauter Ermattung irgendwo niedersinkt.

Da kommt dann Manchem der unglückselige Gedanke, fort zu laufen, den er auch ausführt.

Der Herr aber schickt seine Leute mit Spürhunden, die extra aufs Einfangen der Neger abgerichtet sind nach. Die armen Schwarzen sind natürlich bald eingefangen und wohin wollten sie auch entlaufen? Vermöge ihrer schwarzen Farbe sind sie ja keine freie Menschen und wo sie auch hinkommen, wieder Sclaven. Sie haben gewöhnlich ein Zetchen eingebrannt, wie unsere ordentliche Kleider. Sie haben kein Geld, keine Militärsperde. Sie haben kein Lesen, schreiben, haben keine Kenntnisse von der Lage der Länder etc., kurz, von 1000 fortgelaufenen Negern werden 999 zurückgebracht und mitunter in welchem kraftlosen Zustande? Von den Hundten zerbißen, von den Peitschen zerseht, werden sie wieder zum Herrn geführt, der ihnen nach Belieben eine Anzahl Hiebe diktiert, ja sie auch todtschlagen lassen darf, worüber er nicht zur Verantwortung gezogen wird. Dies ist mitunter zum abschreckenden Beispiele vor den Augen der übrigen Neger schon ausgeführt worden. —

Mancher Farmer hält seine Neger auch gut, wie bei uns ein ordentlicher Herr seine Diensthöten. Er hat nichts dagegen, wenn die gelstig fähigern diese und jene Gelegenheit benützen und die Bibel lesen lernen, um sich und die bessern, fürs Gute zugänglichen übrigen Neger an Sonntagen durch Gebet und Gesang zu unterhalten. Solche sehen dann auch das Unrecht, das das Gesetz über diese schwarzen Menschen verhängt, ein, und gelangen, ihr Gewissen zu Rathe ziehend, auf dem Punkt an, alle ihre Neger zu freien Menschen zu machen, ihnen Freibriefe auszustellen. Wenn aber ein solcher Herr in schlimme Vermögensumstände geräth, so muß er, um schnell große Summen zu erzielen, mitunter seine besten und getreuesten Neger verkaufen, denen er die Freiheit versprochen. Stirbt ein solcher Herr gar eines schnellen Todes und die Freibriefe sind nicht ausgefertigt oder sie werden blos von einem Rechtsnachfolger hinterhalten, so sehen sich diese unglücklichen Geschöpfe aufs Neue getäuscht. Sie werden dann einzeln an den Meistbietenden versteigert. Die armen Schwarzen müssen auf einen hohen Posten stehen, bis sie ausgerufen und versteigert sind.

Da werden die uns so theuren Familienbande auf die schändlichste Weise zerrissen. Man glaube ja nicht, daß in einem solch schwarzen

Schöpfung nicht an
fähigkeit, zu
Der Neger lie
in ihre Eltern
der Vater
die Frau
in Diten und
Da die
nicht sehen, so
Soll dann
Lernungsstande,
regierend, und
in welchen sind
speziell an
Mutter; denn
in zu denken
die bedauerliche
lage, der auf
stimmte wurde,
nicht gut an
ist Wasser ge
Höhe wird ma
schen lassen, w
werden.

Der gerechte
Behandlungen
verhöht, daß
glücklichen nich
geführt, keine
daß hier die
Schändlichste ge
Einrichtung im
ein Schandflac
bern für die ge
Es ist himm
hödeten Leuten
heit, Selbsth
zur Entwidlun
wäre, wie's

(Für diese J
1) je
2) je
3) je
Da hi
in muß die R
nig, mein

Geschöpfe nicht auch ein Herz zur Liebe, Anhänglichkeit, zu Freud und Leid schlage.

Der Neger liebt seine Gattin, die Kinder lieben ihre Eltern ic. Auf solchen Versteigerungen wird der Vater mitunter hundert Stunden südlich, die Frau nach Norden, das eine Kind nach Osten und ein anderes nach Westen verkauft. Da die Neger sich von Niemanden geliebt sehen, so lieben sie sich um so inniger. Schlagt dann so diese harte unerbittliche Trennungsstunde, so ereignen sich Auftritte, die herzzerreißend, und für fühlende Menschen nicht zum Ansehen sind. Die Gattin klammert sich verzweifelt an ihren Gatten, die Kinder an die Mutter; denn hier ist an kein Wiedersehen mehr zu denken. Nur die roheste Gewalt trennt diese bedauerungswürdigen Geschöpfe. Mancher Neger, der auf diese Art von den Seinigen getrennt wurde, hat sich vom Schiffe aus, wenn er nicht gut angebunden oder verwahrt war, ins Wasser gestürzt. Welche Behandlung und Pflege wird man erst diesen Geschöpfen angedeihen lassen, wenn sie krank und alterschwach werden.

Der geehrte Leser wird einsehen, daß diese Behandlungsweise gegen alle Menschenrechte verstößt, daß die unsterblichen Seelen dieser Unglücklichen nicht vervollkommenet, nicht zu Gott geführt, keine geistigen Fähigkeiten entwickeln, daß hier die edelsten Familienbanden aufs Schändlichste zerrissen werden, kurz, daß diese Einrichtung im südlichen Theil von Nordamerika ein Schandstük ist nicht nur für Amerika, sondern für die ganze civilisirte Welt.

Es ist himmelschreiend, daß mitten unter gebildeten Leuten ein Volkstamm, der zur Freiheit, Selbständigkeit, zum Eigenthumswerb, zur Entwicklung seiner geistigen Anlagen ic. fähig wäre, wie's Vieh behandelt wird.

Zu neuerer Zeit hat man dieses Unrecht auch eingesehen. Edle Menschenfreunde haben nicht aufgehört durch Wort und That das Schändliche der Slavery in einem Lande, wo Freiheit wohnen soll, in öffentlicher Rede, in Zeit- und andern Schriften niederzulegen. Ihre Worte und Schriften fanden Theilnahme, sie begeisterten für die edle Sache der Slaverybefreiung. Bei der Abstimmung im nordamerikanischen Abgeordnetenhaufe blieben die Abgeordneten der Südstaaten in großer Minorität. Diese aber meinten, die Freilassung der Neger ruinire ihr Land und könne überhaupt gar nicht möglich sein. Dies die Hauptursache des blutigen Krieges. Der südliche Theil der Nordstaaten griff also zum Schwert. Er erklärte sich von den Nordstaaten getrennt, wählte eine eigene Regierung und hat bisher in Anbetracht seiner geringern Stärke, von keinem Staat der Erde anerkannt und unterstützt, von allen Seiten blokirte ic., Erstaunliches in der Kriegskunst und Opferwilligkeit Einzelner geleistet. Ihre Anführer und Generale überragten übrigens an Einsicht, Muth und Tapferkeit die nordstaatlichen, dessenungeachtet wird die Noth im Süden täglich größer und die Hilfsquellen sind größtentheils erschöpft. Nur mit der vollständigen Niederlage des einen oder andern Theil wird dieser mörderische Bruderkampf sein Ende erreichen.

Erringen, so Gott will, die Nordstaaten den Sieg, so werden die Neger gegen eine mäßige Entschädigung freie Menschen. Dies sei unsere Hoffnung und unser Wunsch. Dann wäre das viele Blut nicht umsonst vergossen. Eine große und gerechte Sache hätte den Sieg davon getragen: Die Sache für Menschenwürde und Menschenrecht.

Weber Bienenzucht.

(Für dieses Jahr bloß die Zucht in gewöhnlichen Körben; nächstes Jahr dann die Zucht in Dzierzonstöcken.)

In jedem Stöcke sind dreierlei Bienen:

- 1) Die Königin — weibliche oder Mutterbiene.
- 2) Die Drohnen — männliche Bienen.
- 3) Die geschlechtslosen oder Arbeitsbienen.

Da fällt dem denkenden Leser gewiß ein — ha! da muß die Königin auch dreierlei Eier legen?! O beleihe nicht, mein Lieber, und das ist aber schon das erste Wunder,

daß aus einem und demselben Ei dreierlei Thiere entstehen, die nicht nur in ihrer äußern Gestalt, Form und Größe, sondern in ihrer innern Einrichtung und ihrem spätern Wirkungskreise sehr verschieden sind.

Die Arbeitsbienen bauen nämlich dreierlei Zellen (siehe Abbildung) und darauf kommt es nun an, in welcher Zelle eine Biene ausgebrütet wird. Aus den Arbeitsbienzellen schlüpfen Arbeitsbienen (1), aus den Drohnen-

zellen Drohnen (2) und aus der abwärts hängenden, eichelartigen Königszelle Königinnen (3). Die Königin hat nicht, wie oftmal angenommen wird, Alles anzuordnen, zu regieren &c. &c. Dazu hätte sie vorweg nicht einmal Zeit. Ihr einziges Geschäft besteht vielmehr darin, alljährlich circa 60,000 Eier zu legen, und zwar in etwa 8 Monaten, von Januar bis August. Es trifft auf den Tag zwischen 2 und 300. Je honigreicher der Stock, desto fruchtbarer die Königin und desto rascher die Vermehrung. — In honigarmen Stöcken trifft man oftmals im März kaum Bruten an. Merke dies und nehme dem Stock nie zu viel Honig, oder füttere ihn, sofern er Mangel leidet.

Die Achtung vor und die Anhänglichkeit zur Königin ist wirklich bewunderungswürdig. Alle gehen ihr bescheiden aus dem Weg und wenden ihr den Kopf zu, wenn sie vorübergeht. In dieser Beziehung könnte Mancher bei den Bienen Anstand finden. — Eine ansehnliche Begleitung ist stets um sie. Es ist dies ihr Hofstaat, aber ohne Besoldung. Durch diese wird ihr die Nahrung gereicht. Sie begleiten sie im Stocke beim Eierlegen, außerhalb des Stockes beim Begattungsausflug, und tragen Sorge, daß sie beim Nachhausekommen wieder die rechte Wohnung treffen. Kämen sie in einen andern Stock, so würde die Königin getödtet. Am übermäßigen Eierlegen stirbt manche Königin. Sie kann jedoch auch mehrere Jahre alt werden. Ist ihr Tod ein schneller und fällt derselbe in die Brutzeit, so hat dies nichts zu sagen. In 24 Stunden ist der Jammer um die Mutter vorbei und es sind neue Königinnen angelegt. Sie nehmen dann ein Ei aus einer Arbeitszelle, welches 3—5 Tage alt ist, also schon zum Würmchen geworden und anfängt zu leben. In 16—17 Tagen schlüpft dann eine junge Königin aus; diese hält in circa 5—7 Tagen ihren Begattungsausflug und legt in etwa 6 Tagen nachher schon Eier. Es ist somit im Brutgeschäft eine Lücke von 30—33 Tagen eingetreten, was an der Bevölkerung einen Ausfall von 5—7000 Bienen gibt.

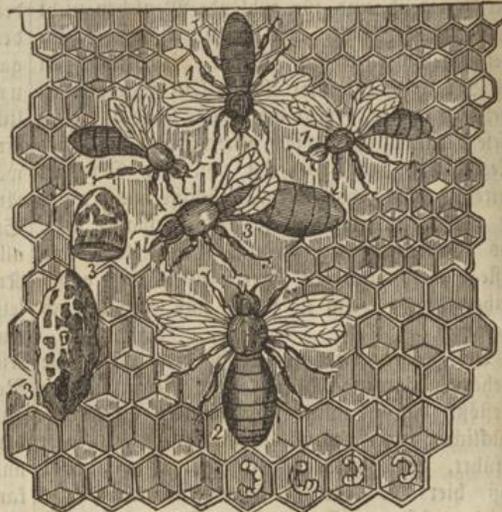
Kommt dies bei einem Bienenvolk zweimal in einem Jahre vor, so ist dies für dasselbe sehr empfindlich, schlimmer aber noch ist ein Volk daran, dessen Königin eine Zeit lang kränkelt und dann erst stirbt. Die vorhandenen Bruten sind dann zu alt, um eine Königin zu brüten und der Stock wird wiesel- oder königinlos, wenn ihm nicht aus einem andern Stocke taugliche Bruten eingesetzt werden.

Die Drohnen sind bloß da, die Königin zu begatten. Sie haben keinen Stachel und arbeiten nicht. Ihre Brutzeit ist circa 24—25 Tage. Man sieht sie während und kurz nach der Schwärmzeit häufig. Mit Ende Juni und Juli werden aber sämtliche, als unnöthige Gaste getödtet. Läßt ein Bienenvolk bis im Spätherbste die Drohnen leben, so ist es weislos. Merke dies!!! Kannst Du den Stock mit einem andern Stocke vereinigen, so thue es, wo nicht, so versäume keinen Tag und tödte ihn gleich. Er würde bloß unnützer Weise den noch vorhandenen Honig aufzehren, und die Bevölkerung sich nach und nach verlieren. (Ueber's Vereinigen weiter unten.)

Endlich kommen wir an die Hauptkünstler — die Arbeitsbienen. Diese reinigen im Frühjahr zuerst den

Stock, kuzen die verdorbenen Waben, holen Wasser, späher Blumenstaub, füttern die junge Brut, schwißen Wachs, bauen Zellen, bereiten Honig, füttern und begleiten die Königin, ledern und kuzen die ausgeschlüpften jungen Bienen, verkitten alle Ritzen und halten Wache vor dem Flugloche. — Die Betrachtung sämtlicher Verrichtungen der Arbeitsbienen ohne Anleitung, bloß dem Triebe der Selbsterhaltung entflammend, grenzt wirklich an's Wunderfame. Die Arbeitsbienen werden während der Arbeitszeit kaum 3—4 Monate alt; dagegen vom Herbste bis Frühjahr — in der Ruhezeit 7—9 Monate.

Bzüglich der Zucht der Bienen wollen wir, um kurz und praktisch verfahren zu können, die verschiedenen Vor-



kommisse während einem Jahre bei denselben betrachten. Wer seine Bienen gut überwintern kann, ist ein rechter „Bienenmann“, heißt ein altes Sprichwort. Hinlänglich Nahrung, ein trockener Standort, Ruhe und Sicherheit vor Mäusen oder andern Feinden ist Alles, was beim Ueberwintern zu beobachten ist.

Bei einem volkreichen Stocke muß der Inhalt: also Wachs, Blumenstaub, Honig, Volk, beim Einstellen mindestens 20—24 Pfund betragen. — Schwache Stöcke, die voraussichtlich nicht durch den Winter kommen, verzehne man im Herbste mit stärkern. Der mit der jüngsten Königin heißt Mutterstock.

Die Vereinigung kann auf 2 Arten geschehen:

1) Man zündet ein Stückchen Bowist (etwa eine Baumnuß groß) an, bringts in den Korb und in 3—4 Minuten liegen alle Bienen wie todt auf dem Boden. Nun sucht man die Königin, nimmt sie weg und das Volk wirft man in diesem betäubten Zustande zu dem andern hinein, nachdem man auch da mittels Bowist einiges Volk betäubt hat. Spritzt man sie mit etwas Honigwasser, so nehmen sie einander gerne an, da sie den gleichen Geruch bekommen.

Man kann die Vereinigung aber auch ausführen:

2) ohne diese Betäubung. Man nimmt die Bodense-

bretter unter den Körben weg, stellt den, welchen man mit einem anderen vereinigen will, verkehrt unter den letztern, bindet die etwaigen Oeffnungen mit einem Tuche sorgfältig zu und läßt sie so 36—48 Stunden stehen. Unterdeßen sind die Bienen aus dem untern Korbe in den obern geflogen. Die Königin vom untern Stöcke wurde getödtet; (sie wird unten im Wabenbau liegen) und den Honig haben sie vom untern in den obern Stock getragen. Der vereinigte Stock erhält den Standort des vollreichern vor der Vereinigung.

Die Erfahrung lehrt, daß die Ueberwinterung am besten auf dem Stande geschieht. Der Wabenbau schimmelt weniger, man kann sie mit ganz verengtem Flugloche bei mildem Nachherbste oftmals bis Weihnachten fliegen lassen. Sie holen noch über die Mittagszeit ihren Wasserbedarf, haben stets frische Luft und bleiben gesund. Obsts im Januar oder Februar sonnenhelle, gute Tage und es liegt vor dem Bienenstand kein Schnee, so öffne man den Bienen; sie fliegen aus und verputzen sich. — Allen Bienenzüchtern, die auch einiger Maassen einen geschützten Bienenstand haben, wird die Ueberwinterung auf dem Stand empfohlen, nachdem natürlich mit der Wage jedem Stöcke sein Gewicht ermittelt ist und volkarme mit vollreichern vereinigt sind. Mit volkarmen Stöcken sollte man nie Zucht treiben; da kommt nichts heraus.

Bezüglich des Fütterns sei Folgendes bemerkt: Die Herbstfütterung ist der Fütterung im Winter oder Frühjahr vorzuziehen. Man kann im Herbst mit durch etwas Wasser verdünnten Honig füttern, während dies im Winter nicht geht. Reiner Honig ist die natürlichste und gesundeste Nahrung. 3 Pfund Kandiszucker in circa 2 Schoppen Wasser gut eingefoch, ersetzt den Honig vollständig. Abends ist die beste Zeit zum Füttern. Man gebe ihnen aber nicht etwa in hölzernen Trögeln täglich einen Löffel voll. Dies macht viele Mühe und beunruhigt sie zu oft. Füttere je nach Umständen gleich auf einmal so viel, daß du denken kannst, er hat genug bis zur Delfsaamenblüthe. In das Glas- oder Porzellangeschirr werden, um das Ertrinken zu verhüten, einige Hölzchen, Strohhalm u. gelegt. — Füttere nie in Geschirren, die Honig verschlucken.

Wer in Ringkörben (Magazinstöcken) züchtet, der schneidet im Herbst oben je nach Umständen 1 oder 2 Ringe weg. Dadurch entfernt er den alten, oft schon hart und für die Bienen ungenießbar gewordenen Honig, nebst dem alten, verschwigten Wabenbau. Ist dies geschehen, so kann man erst mit der Wage das innere Gewicht ermitteln.

Wer in ganzen Strohkörben züchtet, der entfernt den überflüssigen Honig so gegen das Frühjahr hin. Den alten Wabenbau und den kristallisirten (fest gewordenen) Honig aber bringt er nicht weg, weil diese gewöhnlich ganz oben im Stöcke sind, wohin er nicht kommen kann. Der ganze Strohkorb ist deshalb die schlechteste und ungeeignetste Wohnung, die man einem Bienenvolk anweisen kann. Ringkörbe sind besser und eine wirklich vollkommene Wohnung ist blos der Dzierzonstock.

Die Schwärmezeit beginnt in den warmen Rheinthalgenden schon im April, in den Seegegenden fällt sie in den Mai und Juni und endet auf dem Schwarzwalde im Juli. Mit dem Vorschwarme zieht eine alte, schon begattete Königin. Diese gehen desshalb auch selten

durch. Nach 9—10 Tagen kann ein Nachschwarm folgen. Nachschwärme haben immer eine junge, noch unbegattete Königin.

Ist der Schwarm geschöpft, so lasse man ihn nicht blos Abends nach Betzeit auf dem Plage stehen, sondern stelle ihn noch $\frac{1}{4}$, höchstens $\frac{1}{2}$ Stunde auf den Stand.

Der Vorschwarm kann nach 40 Tagen nochmals schwärmen. Dies ist dann ein sog. Jungfernschwarm, aber nicht jeder Bienenzüchter erlebt einen solchen.

Geübte Bienenzüchter warten die Naturschwärme oft nicht ab und machen künstliche Schwärme durch Ablegen oder durch's Austrommeln. Da diese aber bei Wohnungen mit unbeweglichem Wabenbau vielfach mißrathen, so wollen wir's hier nicht näher beschreiben, sondern den Anfängern blos den Rath geben, keine Gelegenheit zu versäumen, wenn sie dies sehen können.

Von jetzt an geben die Bienen wenig Arbeit mehr. Man hat blos darauf zu achten, ob der Flug ein geordneter sei und ob die Drohnen zur gehörigen Zeit getödtet werden, d. h. mit andern Worten: ob kein Wolf weißlos ist.

Jedes Thierchen hat seine Feinde, so auch die Bienen. Duldet man am Stande Spinnengewebe, so bleibt manche Biene hängen und büßt ihr Leben ein. Der langbeinige Storch schnappt sie auf der Wiese weg. Das Rothschwänzchen findet sie gleichfalls schmackhaft. Der Bienenfalter legt am Abend und während der Nacht seine Eier um und in die Stöcke. Die Made zerfrisst dann den Wabenbau. In einem volkreichen Stöcke werden sie nicht groß schädlich, dagegen können sie einen schwachen Stöcke vollständig ruiniren. Fleißiges Putzen des Brettes verhütet die rasche Vermehrung dieses Feindes. Unthunlich kann ein Stöcke durch Raubbienen sehr leiden. Diese überfallen in der Regel schwache Stöcke und haben schon manchen Stöcke zu Grunde gerichtet.

Am schnellsten ist man mit ihnen fertig, wenn man die Stöcke Morgens früh verschließt. Sobald dann die Raubbienen heranrücken und sich am Flugloche niederlassen, werden sie mit einem Tuche zerdrückt. Dies wird übrigens nur dann nöthig, wenn sie einen Stöcke massenweis überfallen.

Zum Schlusse kann der Wanderer nicht umhin, den geehrten Leser zu sagen, was ihm schon lange so schwer auf dem Herzen liegt. Er sieht nämlich im Herbst oftmals einen Mann mit einem Köfle herumfahren. Da steigt ihm dann jedesmal das Blut in den Kopf und er macht unwillkürlich eine Faust — zwar nur im Saek — weil das Zuschlagen eben nicht sein darf. Aber den Kerl mit seinem Zuber auf dem Wagen hat er eben auf dem Strich; denn sobald derselbe in ein Ort kommt, so geht, — mit bitterstem Schmerze sei's geklagt — das Bienenstöbten an. Allerdings lese sich hier einwenden: Darum nur über diesen Kerl und sein Köfle allein herfallen und Gift und Galle nur gegen diesen speien? Hat nicht jeder Bienenzüchter freie Wahl, was er mit seinem Eigenthum anfängt? Dies hat seine Richtigkeit — und der Wanderer muß deshalb auch gegen die unbarmherzigen Bienenzüchter oder Bienenhalter zu Felde ziehen. Diese entschuldigen sich freilich gleich damit, wenn der mit seinem Köfle nicht gekommen wäre, hätten sie nicht daran gedacht, ihre schwersten und schönsten Stöcke abzubrennen; sie seien blos überredet worden; er habe

ihnen mit feinen Thalern die Zähne lang gemacht und gesagt, es seien alte „Imme“, man schlachte den Döfen auch, wenn er fett sei und die Bienen werden nur einmal schwer u. dgl. Der Wanderer aber sagt in seinem gerechten Zorne: Dies ist ein dummes, einfältiges Geschwätz und wird keinen geschickten Mann bestimmen, die fleißigsten, volkreichsten, thätigsten und folglich die schwersten Stöcke zu tödten, dagegen die geringen leben und dann gegen das Frühjahr hin aus Mangel an Nahrung sterben zu lassen. Gerade dies ist die Schuld, daß man so viele leere oder doch ganz gering besetzte Bienenstände sieht. War's ein außerordentliches Schwärmjahr, so hat sich natürlich das Volk zu sehr vertheilt und die Stöcke bleiben leicht. Der Züchter meint, er sei jetzt im Glück wenn er im Frühjahr 4 und im Herbst 10—12 Stöcke hat. Dem seine Bienen hätten sich also von 4×5 fl. = 20 fl. auf $10-12 \times 5 = 50-60$ fl., also auf 150 bis 200 Prozent rentirt, wenn er sie nur gehörig besorgen würde. Da er aber glaubt, im Glücke zu sein und nicht mehr schauen zu dürfen, worin ihn noch ein ziemlich allgemein verbreiteter Spruch: es sei am besten,

wenn man gar nie zu ihnen schaue, ermuntert, so kann ganz leicht der mögliche und schon oft dagewesene Fall eintreten, daß er im Frühjahr kein einzig lebendes Volk mehr hat.

Ist's auf diese Art ein Wunder, wenn die Bienenzucht in Mißkredit kommt? Daran sind aber die Bienen nicht schuld, sondern die Züchter. Aber da fällt mir noch ein, was letzthin ein geistlicher Herr seinem Nachbar entgegnete, der das Bientödten verdammt, welches hingegen der Geistliche als beste Methode vertheidigte.

Man wird es zwar nicht glauben wollen und wir müssen es offen gestehen, es ist schade um's Papier zum Abdruck dieser Behauptung. Aber da so was noch nie dagewesen ist, so machen wir hiemit dem Leser das Vergnügen:

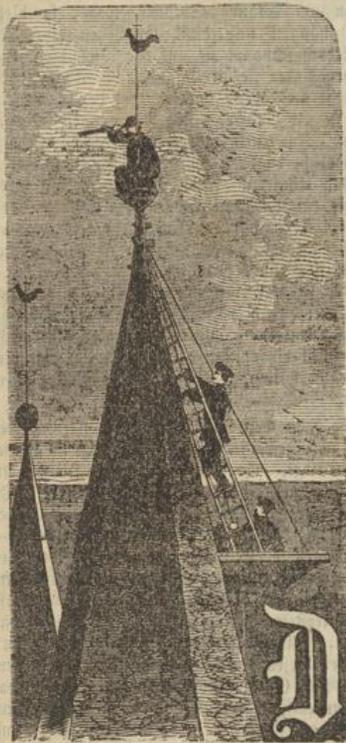
Der Geistliche wählte unglückseliger Weise den komischen Vergleich: des Schweines mit den Bienen und des Speckes mit dem Honig. — Er begann also: Wenn sie den Nutzen vom Schwein, also seinen Speck wollen, gehen sie dann auch von Zeit zu Zeit hinaus in den Stall und schneiden dem Schwein ein Stück Speck weg? Nein, rief er aus, angekommen auf dem Glanzpunkte seiner Glorie, mit freudestrahlendem Angesicht ob dem unvergleichlich gelungenen Grempel — nein, sagte er, sie werden das Schwein gleich schlachten und sich im Besitze des ganzen Nutzens freuen und somit halte ich auch das Bientödten für gerechtfertigt.

Der Nachbar lachte zu diesem sonderbaren Vergleich und dachte: Ja, da hört Alles auf!

Das Bientödten ist ein Schandfleck für unsere humanen Zeiten; es geht gegen alle Klugheit und vernünftigen Begriffe. Wenn der Wanderer wieder einmal einen Bienenzüchter in Geschäften mit dem Karren und seinem braunen Röfle treffen sollte, so macht er nicht lange Federlesens. Er läßt ihn abkonterfeien und über's Jahr auf's letzte Kalenderblatt abdrucken mit der Ueberschrift:

„Bientödter“!

Der Name wird natürlich auch darunter gesetzt.



Schleswig-Holstein.

1. Frühere Ereignisse in diesen Ländern.

Das Jahr 1864 hat wohl in Deutschland kein wichtigeres Ereigniß hervorgebracht, welches mehr die Aufmerksamkeit bei Fürsten und Völkern auf sich zog, als der Krieg in Schleswig-Holstein. Der Leser wird sich wohl noch erinnern können, mit welcher Begeisterung er vor dreizehn Jahren das Lied sang und singen hörte: Schleswig-Holstein meerrumschlun-

gen, deutsche Sitte hohe Wacht u. und wie die Polizei zuletzt auf solche Boshafte fahndete, die sich erfreuten, das schöne Lied von Chennitz zu singen oder nur in den Schluß-

vor einzufallen: Schleswig-Holstein stammverwandt ic.

Die deutsche Nation konnte schon daraus entnehmen, zu welcher tiefer Erniedrigung sie heruntergesunken, wenn ihr das schöne Nationallied, das noch einzig den Gedanken an einen unglücklichen Bruderstamm rege halten und zur Befreiung vom übermüthigen Dänen-Joch aneifern sollte, wenn ihr, sagt der Wanderer, dieses schöne Lied zu singen konnte verboten werden.

Ja dies ist geschehen 1851, nachdem jenes wackeren Völkchen im Norden mit Hilfe braver, deutscher Freiwilliger und einzelner Hilfsstruppen die Dänen zum Lande hinausgejagt und sich ein Kriegsmaterial von vielen Millionen im eigenen Lande aufgebracht hatte, da nöthigten die Regierungen von Preußen und Oesterreich nicht nur die braven Schleswig-Holsteiner, die Waffen niederzulegen und den Dänen sämmtliches Kriegsmaterial zu überlassen, nein, sie überlieferten auch ihre tapfern Brüder, welche Sieger gewesen wären, wieder den übermüthigen Dänen. Diese Schande werden weder Preußen noch Oesterreich je wieder aus den Blättern der Weltgeschichte auszulöschen im Stande sein. Und welche Gründe hiefür? Keine andern als die: Die im Jahre 1848 entstandene Aufregung sei nun überall zu Boden geschlagen, also müsse auch noch der letzte Rest einer Bewegung, wie wohl diese ganz anderer Natur war, um jeden Preis ausgeblasen werden.

Die deutschen Truppen sahen den schmachlichen Verrath von Malmö ein, und waren sehr erbost und unzufrieden mit ihrem schmachvollen Rückzuge.

Die Regierungen von Preußen und Oesterreich gingen noch weiter. Sie unterzeichneten Anno 1852 das schmachliche Londoner-Protokoll, wornach die deutschen Herzogthümer: Schleswig, Holstein und Lauenburg für alle Zeiten mit Dänemark, ihrem Erzfeind, sollten verbunden bleiben.

2. Des Herzog Friedrich VIII. Erbrecht und der Dänen Gewaltstreich.

Verträge von den Diplomaten ausgedacht, die dem Willen der Nation, der Völkerwohlthat und der Gerechtigkeit schnurstraks entgegen laufen, solche Verträge haben heut zu Tage kei-

nen Halt mehr. Kaum hatte der kinderlose Dänenkönig Friedrich VII., der zugleich Herzog von Schleswig-Holstein war, am 15. November 1863 seine Augen geschlossen, so ließ sich der von ihm zu seinem Nachfolger bestimmte Christian IX. auch in den Herzogthümern als Herzog ausrufen. Dies war natürlich keine Kunst, denn von 10 Beamten in diesen deutschen Ländern waren 9 Dänen. Als er aber den Huldigungsseid verlangte, so ging's schon schwieriger, weil die Schleswig-Holsteiner jetzt den Zeitpunkt gekommen glaubten, wo es mit der Dänenherrschaft ein Ende habe.

Schon am 16. Nov. verkündigte der Erbprinz Friedrich von Augustenburg, dessen Bildniß du hier sehen kannst, von Dolzig aus sei-



Erbprinz Friedrich von Augustenburg.

nen Regierungsantritt, und zeigte denselben gleichzeitig den deutschen Regierungen an.

Am 18. Nov. meldete der badische Bundesgesandte beim Bundestag, er habe mit Zustimmung seiner Regierung die Stimme für Holstein im Auftrage des neuen Herzog Friedrichs zu führen übernommen und am 19. richteten 24 Kammermitglieder aus Holstein die Bitte um schleunigsten Schutz der Landesrechte an den Bund.

Die Dänen trieben ihre Unverschämtheit u. maßlose Selbstüberschätzung gegenüber Deutschland bisher rücksichtslos und wurden immer frecher.

Der neue Dänenkönig Christian IX. unterzeichnete, gedrängt von seinem Kopenhagener Böbel, das dänische Verfassungsgesetz vom 19. November, wornach Schleswig förmlich in Dänemark einverleibt werden sollte.

Gegen diesen Gewaltstreich empörten sich nicht nur alle Patrioten in ganz Deutschland, sondern sogar Bismarck in Berlin und Reichberg in Wien und das will doch viel heißen.

Herzog Friedrich VIII. wurde unterdessen von Koburg und Baden förmlich als Herzog von Holstein anerkannt.

3. Der Bundestag, die deutsche Nation und die Exekution.

Der Bundestag zu Frankfurt wurde auch aus seinem Schlafe gerüttelt. Er beschloß Bundesexekution in Holstein auf Oesterreichs Antrag. — Es ergab sich bei dieser Abstimmung ein solches Durcheinander, daß der Wanderer seine Leser damit verschonen will in einem ausführlichen Berichte zu sagen, wie die Neuß, Kreuz, Lippe, Waldeck &c. stimmten. Er theilt bloß die größeren Länder in zwei Abtheilungen und geht von dem Gesichtspunkte aus: Welche Staaten bewegten sich mehr vom Standpunkt der Meinung der deutschen Nation, und welche in entgegengesetzter Richtung? Die Stimmung der deutschen Nation d. h. Exekution in Holstein und Schleswig, sowie der Anerkennung des Herzogs von Augustenburg vertraten: Baden, Württemberg, Bayern, Sachsen, Hessen, Nassau, Koburg und Braunschweig, theilweis auch Oldenburg. Dagegen stimmten Preußen, Oesterreich, Hannover, Hessen-Kassel, Mecklenburg, Lauenburg, die freien Staate (die Geldsäcke) und der Haufen kleiner Staaten mehr oder weniger. Die deutsche Nation sprach aber ihre Meinung nicht bloß in Volksversammlungen aus, auch 520 Abgeordnete aus den deutschen Kammern suchten durch ihre thatkräftigen Beschlüsse zu Frankfurt die deutschen Interessen zu wahren; sie setzten dort zur Förderung der nationalen Sache einen Ausschuss nieder, kurz, das deutsche Volk stand da wie ein Mann und forderte laut und ohne Rückhalt in tausenden von Volksversammlungen das gute heilige Recht für seine deutschen Brüder in Schleswig-Holstein. Da war keine Parteiung mehr. Der Großdeutsche setzte seinen Namen unter den Kleindeutschen, sogar unter

die verrufenen Nationalvereiner, der Katholik wirkte für diese heilige Sache mit den Protestanten und Israeliten. Unterstützungsgelder floßen zu vielen Tausenden. Reiche und Arme, Hohe und Niedere, Fabrikant und Arbeiter legten ihr Schärfein nieder auf den Altar des Vaterlandes.

Der Deutsche in Amerika, England, der Schweiz oder wo immer er sich seinen Herd gegründet, freudig feuerte er bei zur Unterstützung seiner armgewordenen, von den Dänen ausgefogenen deutschen Brüdern im Norden zur Gründung und Unterstützung einer deutschen Regierung in Schleswig-Holstein.

Die Exekution wurde den Sachsen und Hannoveranern übertragen. Mit großem Jubel wurden diese Truppen überall in Holstein empfangen. Sobald die Dänen dieselben herrücken sahen, leerten sie noch schleunigst die Kassen, zerschlugen die Fensterscheiben, schleppten mit, was sie schleppen konnten (im Zugreifen sind sie noch nie die Letzten gewesen) und zogen ohne Sang und Klang unter Verwünschungen zu Holstein hinaus. Zu ihrem Verdrusse konnten sie noch sehen, wie die deutschen und holsteinischen Fahnen schnell die Häuser schmückten und wie schon Plakate angeschlagen und Volksversammlungen berufen wurden.

4. Die Bundesexekution und ihre unmittelbaren Folgen.

Der sächsische Generalleutnant Friedrich v. Hake, hat sich als Oberbefehlshaber der Exekutions-Truppen als der deutschgesinnteste aller Generale bewiesen. Wenn er auch durch die späteren Ereignisse zur Unthätigkeit gezwungen war, so hat sein Name unter allen Patrioten ein gutes Andenken sich bewahrt. Als Civilkommissär wurden Könertz von Sachsen und Nierer von Hannover eingesetzt, die Holstein verwalten.

Nach dem Einzuge der Exekutionstruppen wars Erste, daß überall Herzog Friedrich als Landesvater von Holstein ausgerufen wurde. Er wurde aber auch durch Deputationen gebeten, in sein Land zu kommen, welchem Ansuchen er entsprach und zugleich die Einwohner ermahnte, gegen die Bundesstruppen, als ihre Freunde, freundlich und artig zu sein. Er schlug seinen Wohnsitz in „Kiel“ auf und

wurde durch
igen Unter
oben ihm
den ihm G
von Preußen
nicht Wenig
1848 Friedrich

wesen, ihre Selbstständigkeit für sich zu erlangen, allein die Zusammengehörigkeit mit Schleswig und das beiderseitige Verlangen: „ewig ungetheilt beisammen zu bleiben“, fiel schwer in die Waage. Dieses Verlangen sprachen alle Deputationen und Korporationen laut und unverhohlen aus.

Der deutsche Bund hatte gegen die oben erwähnte dänische Verfassung, welche Schleswig mit Dänemark vereinigen sollte, protestirt, worauf aber Dänemark keine Rücksicht nahm, vielmehr die Verfassung vom 1. Januar 1864 in Kraft treten ließ.

Preußen und Oesterreich beantragten am Bund: Dänemark sei aufzufordern, die Verfassung zurückzunehmen, hielten aber dessenungeachtet am Londoner Protokoll fest und wollten von einer Anerkennung des Herzogs Friedrich nichts wissen.

Alle übrigen Regierungen waren anderer Ansicht und ihre Meinungen, wenn sie auch in einzelnen Punkten auseinander gingen, zielte doch vorherrschend für vorerstige Erledigung der Erbfolgefrage. Preußen und Oesterreich stunden ganz allein und fielen somit mit ihrem Antrage durch. Dessenungeachtet fuhrten sie mit ihren Grundsätzen vor und da eine Zurücknahme der Verfassung von Seite Dänemarks nicht erfolgt, so traten sie als Großmächte mit förmlicher Kriegserklärung auf, wogegen Sachsen, Baden, Bayern u. u. protestirten und den Durchgang durch Holstein verweigern wollten. Generallieutenant von Hake bat um Verhaltungsmaßregeln. Da Preußen und Oesterreich beruhigende Erklärungen abgaben und Schlangengewindungen machten, so ließen sich's die meisten Regierungen wieder gefallen; nur Baden allein blieb bei seinem Proteste. Der Grundsatz: „Gewalt geht über Recht“, brach sich hier Bahn.

Die deutschen Kleinstaaten haben sich aber wieder hübsch merken können, welchen Respekt die zwei Großmächte vor Bundesbeschlüssen haben. Wenn ihnen diese günstig sind, kommen sie ihnen nach. Fallen sie mit ihren Anträgen durch, so thun sie doch, was sie wollen. Der Bundestag in seinem jetzigen Bestande ist doch eine prächtige Anstalt!

Unterdessen begab sich eine Deputation von 186 Schleswig-Holsteiner bei der strengsten

Jahreszeit nach Frankfurt, nach München zum edeln König Maximilian, und eine Abordnung derselben nach Sachsen. Ihre Reise durch Deutschland glich einem Triumphzuge. Es war rührend, wie diese Männer im Schloßhof zu München, nachdem etliche zum Könige gegangen, so sehnlich auf eine günstige Antwort warteten, auf eine Zusage der Hilfe, die mit den Wünschen der deutschen Nation im Einklange stand. Die Antwort des Königs befriedigte und mit herzlichem Dank und Segenswünschen traten die 186 deutschen Männer, überall freundlich bewirthet, ihre Rückreise an.

Gleichzeitig rückten die Preußen und Oesterreicher nach Norden und die bei Hamburg liegenden Reserve-Erekrutions-Truppen stießen zu ihnen. Generalmarschall Freiherr v. Wrangel



Königlich preussischer Generalfeldmarschall Freiherr von Wrangel.

erhielt den Oberbefehl für Schleswig. Wrangel feierte 1864 im Feldlager seinen 80. Geburtstag und ist 68 Jahre in preussischen Diensten. Er führte 1848 schon einmal den Oberbefehl in Schleswig, errang Siege bei Schleswig, Düppel und die Preußen-Garden nahmen das Dannewerk mit den Bajonetten. Den dortigen schmachlichen Ausgang, von oben diktiert, haben wir bereits im Eingang erwähnt. Und gerade dieses Mißtrauen, das die Völker mit vollem Rechte hatten, dieses machte auch den neuen

Feldzug so unvolksthümlich. Die Abgeordneten-Häuser versagten den Regierungen von Berlin und Wien die Geldmittel, und ohne irgend eine Sympathie zogen die Truppen nach Norden. Bayern und Sachsen ließen die Desterreicher nicht durch ihre Länder, und die Soldaten mußten auf ihrer weiten Reise in Kasernen, und konnten nicht leicht bei Bürgern untergebracht werden.

Es war weitaus bei der Masse der Deutschen die Ansicht: Preußen und Oesterreich erobern die Herzogthümer, um sie, laut des Londoner Vertrages, wieder dem Dänenkönig zu übergeben. Man trieb daher in Hamburg mit dem alten Wrangel Schabernak, riß ihm die preußischen Fahnen herab und zog deutsche auf. Der Wille der deutschen Nation machte sich überall Luft. Wrangel nahm dann auf dem Bahnhof zu Altona Abschied mit den Worten: „Kinderchens! dies mal wird's besser geh'n.“

Am 1. Febr. überschritten die Preußen und Oesterreicher die Eider. Die Preußen bildeten den rechten Flügel, geführt von dem Prinzen Fr. Karl von Preußen, Sohn des ältesten Bruders vom jetzigen König. Prinz Karl ist erst



Friedrich Karl, Prinz von Preußen.

36 Jahre alt, aber ausgezeichnet durch ritterlichen Muth, große Tapferkeit und ungewöhnliche Kriegseinsicht, herzlich geliebt von seinen Untergebenen.

Die Vorposten wurden zurückgeworfen und bei Missunde entspann sich ein Gefecht, das zu Gunsten der Preußen ausfiel. Es verloren hierbei 3 Offiziere und 20 Mann ihr Leben, 9 Offiziere und 147 Mann wurden verwundet.

Prinz Karl ließ eine Abtheilung bei Missunde, um die Dänen zu täuschen; er selbst aber zog sich mit seinem Heere nach Nordosten, um einen Uebergang über die Schlei (Meeresarm) zu wagen. Bei Arnis wurden nach einem beschwerlichen Marsche Schiffbrücken geschlagen. Der Feind auf jenseitigem Ufer, sei es, daß er sich nicht gewachsen fühlte, oder daß er Befehl vom Dannewerk erhielt, kurz, er zog sich bald zurück unter Zurücklassung von 4 verunglückten 24-Pfündern. Nach beendigtem Uebergange erhielt Prinz Karl die Nachricht, Schleswig und Glückstadt seien geräumt. Er schickte also bloß Reiterei zur Verfolgung des Feindes aus und nahm sein Hauptquartier in Glückstadt.

Unter dessen war der linke Flügel, gebildet durch die Oesterreicher und unterstützt von einem Bataillon Preußen gegen das Dannewerk vorgerückt und erkämpfte am 2. und 3. Februar mit außerordentlicher Tapferkeit Oberfeld, den Königsberg und das Dorf Hagel mit einem Verluste von 30 Offizieren, 519 Mann an Todten und Verwundeten.

Der Held des Tages war Graf Kondrefourt, der, wenn auch ein schlechter Politiker nach seinem Betragen in Hamburg, doch ein vorzüglicher Führer und Soldat sein muß. Seine Brigade erwarb sich den ehrenvollen Beinamen „der Eisernen“. Bis zum 5. Februar Abends waren unter harten Kämpfen und manchen Verlusten verschiedene Uebergänge erzwungen, wichtige Punkte und Vorwerke vom Dannewerk erobert und der 6. Februar dazu bestimmt, auf einzelnen Punkten der Festung nahe zu rücken, wenn unterdessen die Nachricht vom Schleiübergang einlaufe. Morgens 4 Uhr aber traf die Nachricht ein, das Dannewerk sei Nachts 1 Uhr verlassen worden und die Preußen seien bereits in der Stadt Schleswig eingezogen. Also zog ein Theil der Heeresmacht durch die Festung und der andere direkt dem Feinde nach.

Das großartige Festungswerk, das den Dänen 10 Jahre Anstrengung und 2 Millionen Thaler gekostet, mußten sie ohne ernstlichen

Kampf verlassen. Der Oberbefehlshaber der Festung de Meza sah ein, daß er mit 35,000 Mann ein 3 Meilen weit ausgedehntes Festungswerk gegen einen so zahlreichen Feind nicht verteidigen könne und rettete so durch den gut bewerkstelligten Rückzug den Dänen ihre Armee. Das war aber in Kopenhagen geradezu unbegreiflich und de Meza erhielt seinen Abschied. (Das Dannewerk ist jetzt der Erde gleich gemacht.)

Die Oesterreicher brachten den durch sie verfolgten Feind bei Deverssee zum Stehen. Die Dänen, 1½ Brigade stark, hatten bei Deverssee eine vorzüglich gedeckte Stellung inne und wurden, da die Stellung nicht umgangen werden konnte, von nur zwei Bataillonen Oesterreicher angegriffen. — Nach sehr hartem Verluste nahmen die Oesterreicher mittelst Bajonetangriff die Stellung. Die Dänen nahmen eine neue Stellung ein, wurden aber durch das vereinigte Regiment „König der Belgier“ unter Anführung des Herzogs Wilhelm von Württemberg geworfen und des Ortes Bilchau verlustig. Der Feind gab seinen Verlust auf 970 Mann an, hatte aber solchen Respekt bekommen, daß er Flensburg räumte und sich eiligst davon machte, um die Düppeler Schanzen zu erreichen. Die Oesterreicher verloren 29 Offiziere und 335 Mann an Todten und Verwundeten.

Die Früchte des Sieges waren 1000 Gefangene, viele Munitionswagen und Kriegsmaterial. Herzog Wilhelm von Württemberg führte das Regiment der „König der Belgier“, war der Held des Tages und wurde verwundet. Er ist der Sohn des gefeierten Generals Herzog Eugen von Württemberg, den wir noch aus der Schlacht von Leipzig kennen. Unser junger Held machte schon Anno 1849 die Schlachten in Italien mit und mußte wegen einer erhaltenen Fußwunde 1 Jahr an der Krücke gehen. Er hat sich auf dem Schlachtfelde mehrere Verdienstorden errungen, erhielt bei Deverssee abermals eine Fußwunde und wurde, da er kurirt war, zum Generalmajor befördert. Er ist erst 36 Jahre alt.)

Der größte Theil des dänischen Heeres, 8 Brigaden, hatten die Düppelerschanzen erreicht und nur die 9te Brigade mit einer Feldbatterie und 4 Regimenter war über Appenrade vorwärts nach Jütland gezogen, unaufhörlich ver-

folgt und gedrängt von denen ihnen nachhelfenden Oesterreichern.

Feldmarschall-Lieutenant v. Gabelenz drang am 18. Februar mit seinen Oesterreichern und

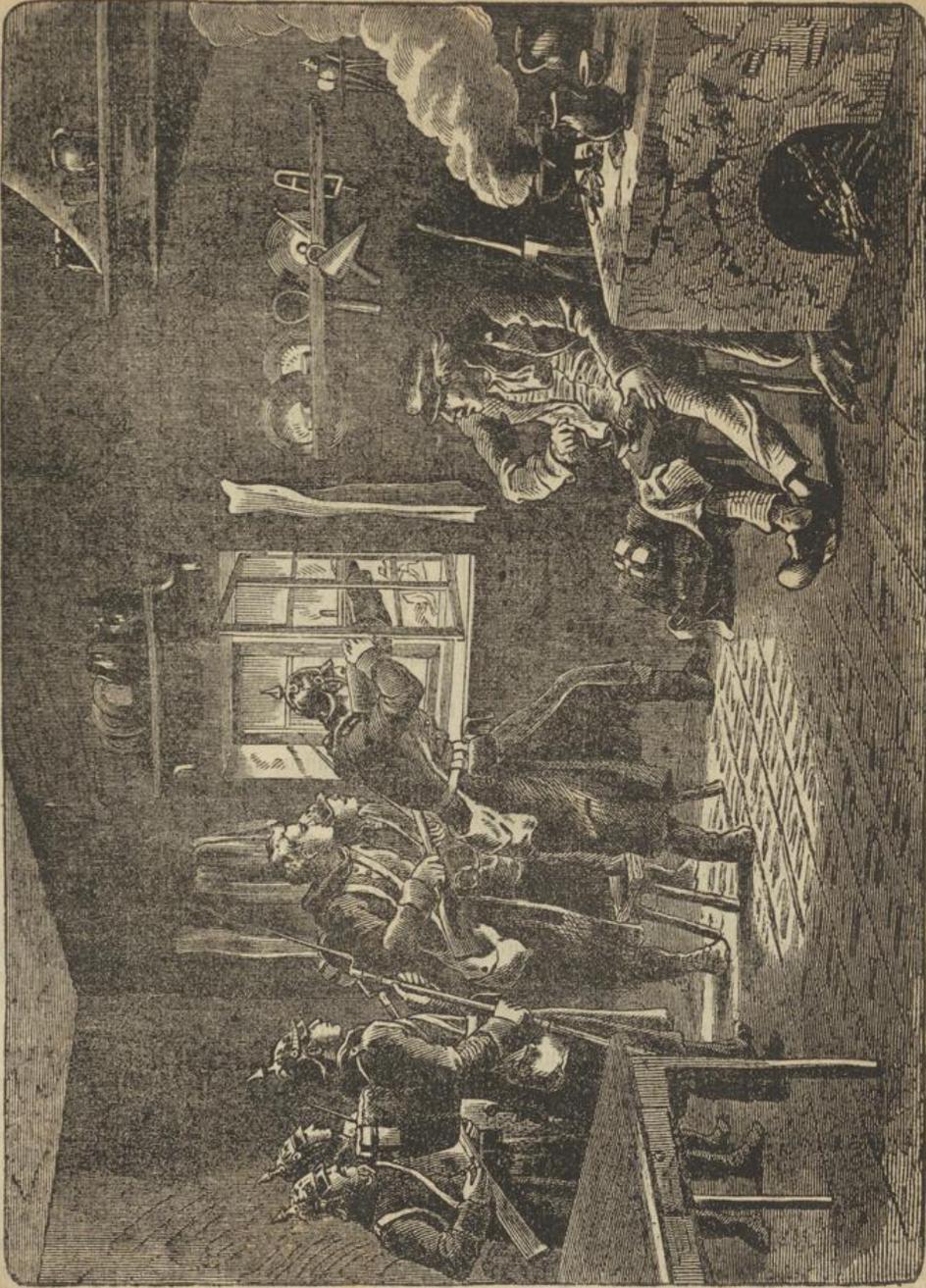


K. k. österreichischer Feldmarschall-Lieutenant von Gabelenz.

einer preussischen Gardedivision in Jütland (dänisches Gebiet) ein und eroberte mehrere Städte: Kolding, Veile, Horsens, und schloß die sich nach der Festung Friedericia geflüchteten Dänen ein.

Bei der Einnahme von Veile, 8. März, haben die Oesterreicher große Tapferkeit bewiesen, dem Feinde 200 Gefangene abgenommen, ihm großen Schaden zugefügt und sich diesen Sieg mit dem Verlust von 8 Offizieren und 84 Mann an Todten und Verwundeten erkaufte. Feldmarschall-Lieutenant v. Gabelenz hat auf einem ihm ganz unbekanntem Boden, verfolgt durch die Ungunst der Witterung, auf's Neue seine große militärische Begabung bewiesen. Bisher haben entschieden die Oesterreicher die Hauptrolle gespielt. Der Kaiser ließ es nicht an Beförderungen ermangeln und theilte Ehrenzeichen in Fülle an seine tapfern Offiziere und Soldaten aus.

Prinz Karl blieb vor Düppel. Er überzeugte sich bald, daß diese 10 Schanzen nur durch eine förmliche Belagerung zu nehmen seien. Nachdem schwere Geschütze eingetroffen, begann dies



Sechs preussische Infanteristen verheubigen sich in einem Bauernhause.

selbe nach den Regeln der neuen Kriegskunst. Die Dänen blokirten unterdessen nicht nur die preussischen, sondern auch die deutschen Seehäfen und kapperten deutsche Schiffe, wiewohl nicht Deutschland, sondern bloß Preußen und Oesterreich mit ihnen Krieg führte.

6. Die Erstürmung der Düppeler-Schanzen.

Diesem furchtbaren Befestigungswerke konnte die preussische Macht nur nach und nach durch sog. Laufgräben näher rücken. Die Dänen mußten endlich zum Angriff schreiten und unternahmen einen Ausfall am 17. März mit 4 Bataillonen und zwei Geschützen, unterstützt von den Festungsgeschützen. Mit Löwenmuth fochten sie gegen die Preußen, wurden aber theils zurückgedrängt oder gewannen doch an den glücklichsten Punkten keinen Boden. Um 4 Uhr unternahmen sie mit neuen Streitkräften einen neuen Angriff, prallten aber wie an Mauern ab und Abends spät sahen sie sich bis vor die Schanzen zurückgedrängt.

Die Dänen mußten einige Orte vor dem Festungswerk in Brand schießen, die den Preußen Anhaltspunkte gewährt hätten. Dieser Tag entschied schon die Ueberlegenheit der Preußen und war nichts weniger als hoffnungserweckend für die Dänen. Es überzeugte aber auch die Preußen, daß es an der Zeit sei, ihre Belagerungsmannschaft zu vermehren. Die vor Friedericia liegende preussische Garbedivision und das österreichische Pontontrain nebst Pionier-Mannschaft wurden vor Düppel gerufen. Auch die in Holstein liegenden Reserven erschienen und ließen die preussische Macht auf 39 Bataillone anwachsen.

Unterm 27. und 28. März unternahmen die Dänen abermalige Angriffe, die den Preußen viele Leute kosteten, aber abgeschlagen wurden. Die Belagerten verloren in diesem Gefechte 900 Mann und die Belagerer 21 Offiziere und 318 Mann, theils todt, theils verwundet.

Die Belagerungsarbeiten waren unter Leitung des Artillerieoffiziers Hindersie bis nahe an die Schanze vorgeschritten, die dritte Parallele eröffnet und der Sturmangriff nahe.

28 preussische Batterien, 30 gezogene 24-Pfünder, 26 gezogene 12-Pfünder, 16 50-pfündige Mörser und 46 größere und kleinere Geschütze waren aufgepflanzt und spieen Feuer und

Verberben in die Festungswerke. Nebst diesen befand sich noch ein ungeheures Kriegsmaterial, darunter noch viele schwere Geschütze im Rücken der Preußen, welche theilweise die Schiffe im Zaum halten mußten. Das dänische Hauptdepot „Sonderburg“ (eine Stadt auf Alsen) war durch eine 36 Stunden anhaltende Beschießung bereits in Asche gelegt. Endlich stürzte auch am 14. April die Düppelmühle, von den schweren Geschossen getroffen, zusammen und alle Festungswerke waren mehr oder weniger beschädigt. Die Leistungen der preussischen Geschütze übertrafen die kühnsten Erwartungen.

Als etliche Tage vorher das hl. Abendmahl gespendet und die Bataillone zu den Sturmkolonnen gelooßt, da keines freiwillig zurückbleiben wollte, rückten die Sturmkolonnen den 18. April, halb 2 Uhr Morgens, in die Laufgräben, nachdem sie noch von ihren Kameraden mit kräftigem Händedruck Abschied genommen und Grüße in die Heimat an die lieben Ihrigen aufgetragen hatten.

Eine feierlich gehobene Stimmung beherrschte die Krieger, die sich nunmehr hinter den Böschungen der 3ten Parallele gelagert hatten, beschienen vom Silberglanze des freundlichen Mondes, diese Krieger, von denen so Vielen diese Nacht die letzte ihres Lebens sein sollte.

Die Kanonade begann zuerst nur in einzelnen Schüssen, steigerte sich bis zum Tagesanbruch zu einem furchtbaren, fort und fort rollenden Donner. In jeder Sekunde lösten sich 20–30 Kanonenschüsse. Die Erde bebte und aus den feindlichen Werfen antwortete nur noch No. 2, 4, 7 und 8. Die andern waren verstummt. Mit furchtbarem hohlen Säusen flogen die todtbringenden Geschosse über die Köpfe, der in den Laufgräben ausgestreckten, mit banger Erwartung der zehnten Stunde harrenden Sturmmannschaft hin. Die Dänen hatten zwar diese Nacht den Angriff erwartet, zogen aber, als derselbe nicht mit Tagesanbruch erfolgte, den größten Theil ihrer Mannschaft hinter die Schußweite der preussischen Geschosse zurück und ließen die Schanzen nur von etlichen Bataillonen besetzt. Noch wenige Minuten bis 10 Uhr. Diese Worte machten bei den Sturmkolonnen flüsternd die Runde. Jeder griff nach seiner Waffe. Ein letztes stummes Gebet. Der Zeiger erreichte die Ziffer 10. Plötzlich

...ngant. Mit die
 ...schweren Kriegswunden
 ...meit: in die
 ...schichte in Schie
 ...Das dankte für
 ...eine Gabe in die
 ...Stunden nicht so
 ...ne anlegt. Ganz hinge
 ...stimmte, sehr
 ...liegen, jenseits nicht
 ...mehr oder weniger
 ...in der preislichen
 ...hülflosen Umarmung
 ...er das ist. Wohl
 ...llene zu der Ein
 ...st freiwillig zurück
 ...zurückzuführen ist
 ...st, in die Enge
 ...ihren Kameraden
 ...chied genommen
 ...die lieben Jüng

...Stimmung beherr
 ...schmeckt hinter de
 ...alle gelagert hat
 ...ge des freuzücht
 ...denen so viel
 ...bens sein soll
 ...erü nur in ver
 ...ch bis zum Lager
 ...st, fort und fort
 ...Stunde läßt
 ...Die Erde bei
 ...Beten anwesend
 ...8. Die ersten
 ...wachtbaren holla
 ...nden Geschick die
 ...den auszuführen
 ...er letzten Stunde
 ...hin. Die Löwen
 ...im Hof erweckt,
 ...st mit Jagdbrach
 ...st ihrer Hand
 ...männlichen Geschick
 ...gen nur von einem
 ...stige Minuten bis
 ...hören bei der Zume
 ...der auf das
 ...stimmte Ake
 ...st 10. Die



Barmherzige Schwestern in einem Lazareth zu Schleswig Verwundete pflegend.

verstummt der Donner der preussischen Kanonen und mit Blütheschnelle gingen die Sturmkolonnen auf die feindlichen Festungswerke los.

Das jubelnde Hurrah der Stürmer wurde bald von dem Gefnatter des Kleingewehrfeuers, dem Wirbeln der Trommeln, dem Krachen des feindlichen Geschüzes der Verteidiger unterbrochen. Vor den Eingängen wogte ein furchtbar verworrenes Kneuel im Handgemenge. Die Leichen lagen in Haufen und das Blut lief in Strömen. Es fehlt an Worten, diese furchtbaren Augenblicke zu schildern. Bald erschienen die preussischen Fahnen auf Schanze No 2 und 6. Am heftigsten wüthete der Kampf um No. 6. Major von Beeren trug den Seinen die Sturmflagge voran und fiel, im Begriffe dieselbe aufzupflanzen, zum Tode getroffen. Hauptmann Stowliniski, der nach ihm eintrat, theilte das gleiche Schicksal und noch 4 andere Offiziere sanken um die Beiden tod und verwundet. So wüthete der schreckliche, überall todbringende Kampf vor allen Festungswerken bis der Muth der Dänen vor diesem ungestümmen und unerschütterlichen, immer zahlreicher eindringenden Gegner zu wanken begann. Die Artilleristen ziehen den Tod der Gefangenschaft vor, die Infanterie wirft die Gewehre weg und gibt sich gefangen. Kaum 20 Minuten nach 10 Uhr und sämtliche Schanzen in der ersten Verteidigungslinie sind in den Händen der Preußen.

Die Siegestrunkenen stürzen ohne Befehl in die zweite Verteidigungslinie B vor, nehmen sie und ebenso die dritte C.

Unter dessen waren aber die dänischen Reservisten unter Anführung des Oberkommandanten du Plat und Major Rosen mit 4 neuen Regimentern vorgedrückt, unterstützt von ihrem Eisenpanzerschiffe „Kolf Krake“, das mit seinen 84 Pfündern auch ein Wort mis sprach und die Preußen verloren, durch diese Kämpfe aus Reih und Glied gekommen, die 3te und 2te Linie wieder, stemmten aber desto hartnäckigern erfolgreichern Widerstand bei der 1ten Linie den Dänen entgegen.

Die aufs neue hergestellte Ordnung, das Zündnadelgewehr, sowie das Uebergeben der Dänen zum Feuergefecht statt Bajonettangriff, kam den Preußen gut zu Statten. Letztere drängten den Feind, gegen den auch noch die

preussische Artillerie, die in den Schanzen eroberten dänischen Kanonen bereits in Thätigkeit setzten, wieder zurück.

Kolf Krake verhinderte aber durch seine alles verderbenden Kugeln die Verfolgung und sofortige Wiedereinnahme der 2ten und 3ten Verteidigungslinie. Gegen $\frac{1}{2}$ 12 Uhr schlugen 2 gutgezielte preussische 24 Pfünder in das sonst schon sehr beschädigte Panzerschiff ein, und zerschmetterten mit den Eisensplittern 11 Mann. Kolf Krake mußte den Kampfplatz verlassen.

Bald war nun unter schrecklichem Blutvergießen die 2te und 3te Linie wieder erobert. Die dänischen Oberansführer du Plat und von Rosen fielen im Handgemenge unerkannt.

Die Preußen gingen jetzt auf den Brückenkopf los. Das war noch ein hartes Stück Arbeit. Die Dänen rückten mit 2 neuen Brigaden (4 Regimentern) vor. Glücklicherweise griffen diese wieder nicht zum Bajonettangriff, sondern zum Feuergefecht. Die nahe Entfernung und der enge Raum erhöhte die beiderseitigen Verluste. — Die Preußen schoßen zweimal aus ihren Zündnadelgewehren, bis die Dänen geladen hatten und so konnte es bei dem Ungestümm der Ersteren nicht lange unwahrscheinlich sein, auf welche Seite der Sieg falle. Um 1 Uhr hatte die Kampfeswuth die höchste Höhe erreicht. Es kämpften 18 Bataillone Dänen gegen $21\frac{1}{2}$ Bataillon Preußen.

Die Dänen begannen zu weichen und was sich noch retten konnte stürzte in wilder Flucht hinüber über den Brückenkopf nach Alsen. Dieser aber wurde von den Dänen theilweise abgebrochen, theilweise in die Luft gesprengt. Was vorher nicht hinüberkam, fiel in die Hände des Siegers. Es war Nachmittags 2 Uhr. Die Preußen erbeuteten 40 Fahnen, 118 Geschüze, ein ungeheures Kriegsmaterial, 44 Offiziere und 3145 Mann wurden gefangen. 22 Offiziere und 580 Mann waren verwundet in preussische Hände gefallen. 21 gefallene Dänische Offiziere, worunter du Plat und 480 feindliche Torte wurden vom Schlachtfelde aufgehoben. 100 Todte und 800 Verwundete wurden noch über die Brücke nach Alsen geschafft. Die Sieger hatten an Todten, Verwundeten und Vermißten 71 Offiziere und 1121 Soldaten.

7. Die Londoner Konferenz.

Die Diplomaten von England gaben sich alle erdenkliche Mühe, die Dänen zu unterstügen und brachten endlich eine Konferenz zusammen. England, Frankreich, Rußland, der deutsche Bund, Preußen, Oesterreich und Dänemark sandten ihre Vertreter. Die Ansichten der Betheiligten kreuzten sich gleich im Anfange so, daß es aussah wie beim Thurmbau zu Babel. Preußen und Oesterreich hielten, trotz dem sie Sieger waren, noch am Londoner-Protokoll fest. Der Gesandte des deutschen Bundes wollte nichts davon wissen, Frankreich hatte jenen unsinnigen Akt schon lange vergessen, Preußen und Oesterreich wars auch bald gleichgiltig und so fiel wenigstens jenes schmachliche Aktenstück. Preußen machte unterdessen starke Miene, die Herzogthümer zu annexiren und nöthigte das eifersüchtige Oesterreich, daß es mit der Anerkennungsbereitwilligkeit des Herzogs von Augustenborg hervortrat. Frankreich brachte endlich den im neuen Völkerecht jetzt da und dort angewendeten Grundsatz der Selbstbestimmung der Völker aufs Tapet, dem Preußen, um Oesterreich einen Tritt zu geben, sich nicht abhold zeigte und zum Schluß machten sie Theilungsvorschläge. Sie schwächerten und handelten wie um irgend einen Werthgegenstand mit der Grenzlinie. Die Deutschen ließen sich noch mehr gefallen, als Recht gewesen wäre und sich mit deutscher Ehre vertragen hätte, um den Frieden zu gewinnen und die Blutarbeit einstellen zu können; allein das hochmüthige England unterstützte das nicht minder hochmüthige Dänemark in seinen maßlosen und unverschämten Anforderungen und so liefen beide Waffenstillstandstermine mit dem 25. Juni ab ohne irgend ein Resultat. Wir zollen dem Gesandten des deutschen Bundes: Frhrn. von Beust unsere volle Anerkennung. Er hat sich tapfer gehalten und die deutsche Sache immer in gute Hände gelegt. Wir dürfen aber dabei auch nicht vergessen, daß sich die deutsche Nation auch gut gehalten. Die Vertreter derselben, die Abgeordneten der deutschen Ständehäuser sandten fast einstimmig einen Protest gegen jede Theilung von Schleswig-Holstein nach London, die Vertreter von Schleswig-Holstein thaten ein Gleiches und

die öffentliche Meinung in Deutschland, die in dieser Beziehung im Arndt'schen Liede zu lesen ist, die öffentliche Meinung über die Herzogthümer heißt: „So weit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt.“ Diese öffentliche Meinung fiel, sagt der Wanderer, so schwer in die Waagschale, daß sie weder durch die englischen Großmäuler hinter ihren Geldsäcken und Baumwollenballen, noch durch das listige Frankreich oder gar durch die übermüthigen, maßlosen, böshaften Hahnemänner,*) oder endlich durch das stumme, im dunkeln munkelnde Rußland — aufgewogen wurde.

Bravo! ihr deutschen Patrioten! der Wanderer steht fest zu euch.

Wir wollen nie von diesem Wege abweichen!!!

8. Die Eroberung der Insel Alsen.

Die Insel Alsen ist nur durch eine Meerenge — den Alsenfund — von den Düppler Schanzen getrennt. Nachdem der Waffenstillstand abgelauten, so eröffneten auch die Preußen sofort wieder die Feindseligkeiten. Am 29. Juni setzten die Preußen auf kleinen Booten über den Alsenfund. Der Uebergang wurde signalisirt; es folgte drüben ein Bliz, dann ein dumpfer Knall und dann erhob sich ein furchtbarer Kanonendonner und Kleingewehrfeuer, dies hinderte aber nicht, daß die 2 ersten preussischen Bataillone des 24. Regiments das Land erreichten. Bis an die Hüften standen sie im Wasser, als der Kampf um das Gehölz, dicht am Strande, begann. Es wurde genommen und behauptet, bis eine weitere Landung ankam. In kurzer Zeit wurden 3 Regimenter übergesetzt. Die Reiterregimenter gingen auf Brücken über, Sonderburg wurde in Brand geschossen, und beleuchtete die Scene.

Schon Morgens 6 Uhr verstummten die dänischen Kanonen. Die Dänen leisteten tapfer und hartnäckig Widerstand, wurden aber immer mehr und mehr zurückgedrängt und mit dem 1. Juli war die Insel vollständig in den Händen der Preußen. Die Dänen flüchteten sich, so gut sie konnten auf Schiffe, ließen aber doch 53 Offiziere und 2500 Soldaten in die Hände der Preußen fallen. Vom 3ten Regiment

*) Dänen.

wurden sämmtliche Offiziere getödtet. Der beiderseitige Verlust an Todten und Verwundeten war empfindlich. Mit der Eroberung von Alsen ist das Schleswigsche Gebiet vollständig von den Dänen geräumt. Ein Waffen-

stillstand trat nun ein und Friedensunterhandlungen sind im Gange; ob dieselben für das schleswig-holsteinische Volk zum Guten oder zum Schlimmen führen werden, vermag der Wanderer seinen Lesern noch nicht zu sagen. —

Die weißen Mohren.

Eines schönen Morgens des Jahres 1779 rief Herzog Karl August von Weimar seinem Göthe zu: „Göthe, du mußt mich heute auf das Land begleiten.“

„Gew. Hoheit zu Befehl.“

„Wir werden einige Tage ausbleiben.“

„Und wohin soll die Reise gehen, wenn man fragen darf?“

„Auf das Landgut des Grafen Werthern.“

Der Graf von Werthern, früher kursächsischer Gesandter am spanischen Hofe, war ein hocharistokratischer, höchst reizbarer, halb närrischer Mann, der bald im hohen Grade verschwenderisch, und dann periodisch schmutzig filzig war. Er hatte eine höchst seltsame, spanische, ceremonielle Haushaltung eingeführt, und behandelte seine Dienerschaft auf eine so höchst paradoxe Weise, daß er der ganzen Umgegend ein stetes Aergerniß gab. — Kam ein Gast in sein Haus, der schon einmal bei ihm gewesen war, so ließ er in der Küchenbibliothek nachschlagen, welche Gerichte dem Gast früher vorgesetzt worden, denn er hielt es für unanständig einen Gast zwei Mal mit denselben Gerichten zu beköstigen. — Aus diesem einzelnen Zuge kann man schließen, welch ein Original dieser Mann war.

Von dem ihm zugeordneten Besuche des Herzogs im Voraus unterrichtet, hatte der Graf zwei Bauernbuben in Mohrenknaben verwandelt. Er hatte ihnen Gesicht, Hals und Hände höchst eigenhändig schwarz gefärbt, sie sodann in orientalische Kleidung gesteckt und ihnen blau und citronfarbige Turbane aufgesetzt; dann sein Werk mit Wohlgefallen betrachtend, sagte er: Ihr seht prächtig aus, Ihr Kerls. Nun merkt Euch, was ich sagen will. Ihr habt den Herzog zu bedienen und dürft bei Leibe nicht thun, als ob Ihr deutsch sprechen könntet. Sobald ich den hohen Herrn begrüßt habe und er die Schwelle meines Hauses überschreitet,

kreuzt Ihr beide Arme über der Brust, wie ich es Euch eben vormachte, verbeugt Euch und ruft: Salem Aleikum!

„Salem Aleikum,“ riefen die Buben aus Leibeskräften und kreuzten die Arme wie ächte Diener Mahomed's.

„Ihr habt Euere Sache gut gemacht, sprach der Gebieter mit einem beifälligen Kopfnicken. Bei Allem, was Euch der Herzog oder sein Begleiter sagt, kreuzt Ihr die Arme, verneigt Euch tief und sagt: Allah il Allah!“

Dann thut Ihr, was der Eine oder der Andere befiehlt . . . denn es ist anzunehmen, daß Ihr etwas Deutsch versteht, nur dürft Ihr es nicht sprechen. Nun, nehmt Euch zusammen, wenn Ihr Euere Sachen gut macht, so ist Euch meine Gnade gewiß und Ihr werdet täglich ein Stück Butterstaben bekommen, für jeden Fehler aber werdet Ihr halb todt geprügelt und kommt auf acht Tage bei Wasser und Brod in's Hundeloch. Jetzt geht und prägt Euch tief in's Gedächtniß die arabischen Worte: Salem Aleikum und Allah il Allah!“

Die Buben sprangen fort um unter Wiederholung der fremdländischen Worte, die sie jedoch bald genug verkehrten, ihre Rollen einzustudieren, die Arme zu kreuzen und sich gegenseitig Verbeugungen zu machen, die sehr komisch ausfielen, obgleich sie sich alle Mühe gaben, denn sie wußten, daß mit dem Grafen nicht zu spassen war und daß er in Betreff der Schläge und des Hundelochs gewissenhaft Wort halten würde.

Nach einer Stunde hörte man das ferne Rollen eines Wagens. Der Graf, der auf der Lauer stand, holte seine Gemahlin, um den hohen Gast an der Schwelle zu empfangen. Die Dienerschaft mit den beiden Mohren an der Spitze, mußte sich hinter ihm in einem Halbkreis aufstellen.

Jetzt fuhr der Wagen vor und der Herzog

und Göthe stiegen aus. Die Mohren riefen mit schallenden Stimmen: „Saulus Abeikum,“ der Graf begann eine schwülstige Bewillkommungsrede, die aber der Herzog bald mit den Worten unterbrach: „Schon gut, lieber Graf, ich weiß, daß ich Ihnen willkommen bin, und schenke Ihnen den Rest.“

Als er das gesagt hatte, ging er auf die Gräfin zu, ließ seinen vielsagenden Blick in dem ihrigen wurzeln, ergriff mit warmem Druck, der innig erwiedert wurde, ihre Hand, drückte einen langen Kuß darauf und bot ihr dann den Arm, um sie in das Haus zu führen. Sehr ärgerlich über die ihm vor dem Munde abgeschnittene, wohl einstudirte Rede, ging der Graf mit Göthe hindtendrein.

Erst später, als der Graf den Herren ihre Zimmer anwies, konnte er dem Herzog die zwei zu seiner Bedienung bestimmten Mohren vorstellen.

„Was Teufels, wo habt Ihr denn die schwarzen Köder her, Werthern?“ rief der Herzog und betrachtete lachend die falschen Neger von allen Seiten.

„Ein Freund von mir, erwiderte der Graf mit Wichtigkeit; ein Abkömmling der Abenzeragen, der sie an der Goldküste kaufte, hat sie mir in Granada abgetreten. Hoheit werden Nachsicht mit Hasan und Murat haben müssen, die Beide treu und dienstbeflissen sind, jeden Wink meines gnädigsten Herrn zwar verstehen, aber nicht darauf antworten werden, da sie nur der arabischen Sprache mächtig sind.“

Der Herzog und Göthe sahen mit zweifelhaften Blicken die Mohren an, die in ihrer Herzensangst abermals riefen: „Saulus Abeikum.“

„Sie scheinen die Mundart Ihres Landes zu sprechen,“ bemerkte Göthe lachend; „denn so mir recht ist, müßte es im reinen Arabisch heißen: Salem Aleikum.“

Der Graf biß sich, mit einem ärgerlichen Blick auf Göthe, auf die Lippen, und ließ dann seine Gäste, die sich zur Tafel umkleiden wollten, allein. Alles ging ziemlich gut, die Mohren gossen Wasser in die Waschbecken, reichten Seife und Handtücher und beantworteten die oft versänglichen Fragen der beiden Herren mit der ihnen eingepprägten Redensart: „Allah il Allah!“ nur wurden sie zuweilen irre und riefen: „Allah jetzt Allah!“ welches eine sehr komische Wirkung machte.

Man begab sich zur Tafel. Murat mit der Serviette unter dem Arm, stand hinter dem Herzog, Hasan hinter Göthe. Sie wechselten die Teller mit ziemlicher Gewandtheit, sie schenkten die Gläser ohne allzugroße Förmlichkeit voll, sie präsentirten die Schüsseln fast auf zierliche Weise — da kam ein verhängnißvoller Augenblick, in welchem Hasan Göthen zu einem süßen Pudding statt der Obfsauce die Rehbratensauce präsentirte; seinen Irrthum gewahrend, wollte er die Saucerie schnell zurückziehen aus der Göthe eben den gefüllten Löffel herausgenommen, aber in der Eile stieß er ihm an den Arm, so daß der Inhalt des Löffels statt auf den Teller, sich auf eine kostbar gestickte Atlasweste ergoß, welche eine liebe Hand dem Dichter verehrt hatte, und die er nur bei feierlichen Gelegenheiten zu tragen pflegte.

Göthen entfuhr ein Ausruf des Aergers, der mehr dem entwürdigten Liebespfande, als dem verdorbenen Kleidungsstücke galt, und gleichzeitig rief der unglückliche Hasan in der schrecklichsten Herzensangst: „Ach Herr Jes! ach, Herr Jes! was werd' ich nun für Schmissen kriegen! Gnäd'ger Herr, ich will's mein Lebtag nicht wieder thun, verzeihen Sie mir nur dieses allereinzigste Mal.“

Die Wirkung dieser Worte war so komisch, daß der Herzog, die Gräfin und Göthe in ein unauslöschliches Gelächter ausbrachen. Der Graf, der sich in der ersten Hitze bereits erhoben hatte, um den unglücklichen Mohren zu züchtigen, war bei dem Gedanken, daß ein solches Gebahren gegen die Schicklichkeit verstoße, stumm, aber mit einem unheildrohenden Gesichte wieder auf seinen Stuhl gesunken. Hasan heulte wie ein Hofhund und wischte sich mit beiden Händen die Thränen, und mit den Thränen die Farbe ab, so daß er, der bisher glänzend schwarz gewesen war, wie ein gewichster Stiefel, nun schwarz und weiß gesprengelt ausah, wie reich geadelter Marmor.

„Der schwarze Heide ist wenigstens ein Christ,“ rief unter fortwährendem Lachen der Herzog; „denn er rief den Namen Jesu an, und in der Herzensangst hat er auch schnell Deutsch gelernt, das er im reinsten thüring'schen Dialekte spricht.“

„Ich will gewiß künftig besser Acht geben,“ jammerte Hasan; „Saulus Abeikum! Allah jäh Allah!“

„Aber der Unglückliche ist nicht ächt in der Farbe,“ fuhr der Herzog fort, „oder übt unser nordisches Klima einen solchen Einfluß auf die schwarze Haut aus, daß sie davon abbleicht? Sehen Sie nur, lieber Graf, Sie sind wirklich betrogen worden mit diesem Neger und berechtigt, von dem Verkäufer Ihr Geld zurück zu fordern.“

Göthe, der bisher mit der Serviette an seiner verdorbenen Weste gewischt hatte, drehte sich herum, um den Neger zu beobachten, über dessen Anblick er Alles vergaß, um sich der größten Heiterkeit zu überlassen.

„Hohheit,“ stammelte indessen der Graf, der vor Beschämung gern in die Erde gesunken wäre, „Hohheit, ich bin gleichsam irrig über die Gelei des dummen Jungen, aber er soll dafür büßen.“

„Nur keine Schmiß! nur nicht in's Hundesloch!“ brüllte Hasan, der sich das Gesicht immer scheußlicher beschmierte.

„Ich glaubte Ew. Hohheit höher zu ehren, indem ich Hochderselben ausländische Dienerschaft zutheilte,“ fuhr der Graf fort, „aber . . .“

„Auch nehme ich Ihre Mohren als ächtfarbig an,“ erwiderte der Herzog, „und bitte, dieselben ihr Kostüm nicht ablegen zu lassen, so lange ich hier bin. Vor allen Dingen aber bitte ich mich aus, daß der gute Hasan nicht gestraft wird.“

Der Graf verbeugte sich. „Hohheit haben zu befehlen.“

„Geben Sie mir Ihr Wort darauf.“

Der Graf legte die Fingerspitzen in die dargebotene Hand des Herzogs, und Hasan's Thränen verlegten plötzlich wie ein Röhrbrunnen, der zu laufen aufhört.

Die Gräfin hob jetzt die Tafel auf. Man begab sich in Nebenzimmer, um den Kaffee zu trinken. Später schlug der Herzog einen Spaziergang vor, an dem die Gräfin und Göthe Theil nahmen. Der Graf blieb zurück, um noch allerlei Anordnungen zu treffen, und da er auf den Abend seine Gutsnachbarn zu einer großen Gesellschaft eingeladen hatte, suchte er den entfärbten Mohren unter fortwährendem Schelten wieder schwarz und glänzend zu machen.

Der Schienenberg vormals und jetzt.

So der Sohn des Gebirges, der Rhein, bei der alten Stadt Konstanz den größten Binnensee Deutschlands verläßt, bildet er in der Thalebene nach kurzem Laufe wieder einen See, den Zeller-, Bernanger- oder Untersee genannt, in welchem die alte, einst berühmte und reiche Insel Reichenau liegt. Unterhalb derselben breitet er seine blauen Gewässer nach Norden gegen die Gründung des hl. Ratols, und südlich gegen das freundliche Thurgau mit seinen schmucken Dörfern und stattlichen Schlössern und Burgen aus, und umfaßt von zwei Seiten liebend und sich anschiegend einen bewaldeten Berg, welcher von dem auf seiner Höhe liegenden Dorfe der Schienenberg genannt wird, dessen höchster Punkt in der Nähe des ersten 2360 Schuhe über dem Mittelmeer, oder ungefähr gegen 1100 Fuß über der Fläche des See's liegt.

Die Schichten des Berges zeigen nicht nur Unregelmäßigkeiten bezüglich ihrer Mächtigkeit, sondern selbst Störungen, die nicht wohl anders als durch gewaltsame vulkanische Ausbrüche entstanden sein können, welche wahrscheinlich

in die Ausbruchzeit der Hühngauer Bergkegel (Basalten und Phonolithen) fallen. Das meiste Interesse in naturgeschichtlicher Hinsicht gewähren seine beiden weitberühmten Steinbrüche, bekannt unter dem Namen der Deninger, von denen der obere nach Saussüres Barometermessungen 600, der untere 200 Fuß über dem Rheine, oder 1755 Schuh über dem Meere liegt.

In diesen Steinbrüchen finden wir Versteinerungen aus allen Klassen des Naturreichs, die sich einen welthistorischen Ruf erworben haben. Sie stammen aus den Zeiten der jüngsten Tertiär-Periode, in welcher die Existenz des Menschen noch nicht mit voller Gewißheit nachgewiesen werden kann. Wenn auch die bis jetzt aufgefundenen Pflanzen und Thiere mit den lebenden und vorkommenden manche Ähnlichkeit haben, so unterscheiden sie sich doch wieder wesentlich von ihnen, und viele der Thierfaunen gleichen mehr jenen Japans, Nordamerikas und andern Ländern, in welchem sie noch lebend gefunden werden, als den in der unmittelbaren Nähe vorkommenden.

Wie lange es dauerte, bis die verhältnismäßig ungemein große Zahl von Thieren und Pflanzen,

welche auf den kleinern Raum zusammengedrängt waren, in ähnlichen Arten sich in fast alle Welttheile verloren; bis überhaupt das Becken des See's so weit ausgefüllt und gehoben war, als es jetzt erscheint, läßt sich wohl kaum annähernd bestimmen.

Man hat vielfältig aus den gefundenen Ueberresten von Thieren, welche jetzt in Uebereinstimmung heißere Himmelsstriche bewohnen, folgern wollen, daß in der gegenwärtigen gemäßigten und kalten Zone früher ein tropisches Klima geherrscht habe. Dieser Schluß ist jedoch nicht richtig, indem nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft bereits so viel sich ergibt, daß das Klima und andere physikalische, oder äußere Bedingungen es nicht ausschließlich sind, welche dem Geschöpfe seine Verbreitung anweisen. Es ist vielmehr ein innerer Grund vorhanden, den H. von Meyer folgendermaßen ausdrückt:

„Gleichwie das Individuum ein Lebensalter, welches in den verschiedenen Spezies (Arten) von verschiedener Dauer sein kann, durchläuft, so steht der Spezies ein gesetzliches Alter ihrer Existenz zu, so daß nach dessen Zurücklegung mit einer längern oder kürzern Reihe von Generationen auch die Spezies erlösche, und aus der lebenden Schöpfung verschwinde.“

Nachdem die Erde in Folge ihrer letzten Revolution das heutige Aussehen erhalten hatte, trat der Mensch auf ihrem Schauplatz auf. Es wird zwar zu behaupten gesucht, daß er schon vor diesem Zeitpunkte ihr angehört habe; die Auffindungen versteinelter menschlicher Körpertheile sind aber zur Zeit noch so selten, daß man darüber nur Weniges zu sagen weiß. Sehen wir von denselben ab, so entsteht die Frage: Wann und wo finden wir die ersten Menschen? Stammen alle von einem einzigen Paare ab, wie die Bibel erzählt, oder erhielten die verschiedenen Erdtheile ihre eigenen Menschenrassen?

Wir können uns hier nicht auf die Beantwortung dieser Fragen einlassen, die uns zu weit vom Ziele abführen würden, und fassen deshalb nur die beschränkte Dertlichkeit unserer Gegend ins Auge. Wer vermag zu sagen, vor wie viel Tausenden von Jahren die ersten Bewohner der Gegend unsers Sees lebten? Wer weiß, von woher sie gekommen und wohin sie

gegangen? Wer kennt ihre Wohnungen, ihre Beschäftigungen, Sitten, Gebräuche, ihre Ansichten von Gott u. s. w.? Die Antwort wird jeder schuldig bleiben.

Die ersten Zeichen menschlicher Existenz und Kultur am See finden wir in den Pfahlbauten, deren Auffindung der neuesten Zeit angehört. Es scheint diese Art zu wohnen wohl über den größten Theil unsers Welttheils, ja selbst über diesen hinaus in einer gewissen Zeit allgemein verbreitet gewesen zu sein. Die Jahrbücher der Menschheit wissen nichts von diesen Völkern zu erzählen, welche sich zum Schutze vor wilden Thieren, oder vielleicht vor noch wildern Menschen, Wohnungen auf Pfählen in Seen und großen Weihern errichteten, welche sie durch aufziehbare Brücken mit dem Lande verbanden. Wann kamen diese Menschen in unsere Gegend und woher? Brachten sie diese Art zu bauen schon mit sich, oder verfielen sie erst bei uns darauf? In welchem Verkehr standen sie mit andern Völkern, und wie viel kommt in Bezug auf die Fertigung ihrer Hausgeräthschaften, ihrer Werkzeuge zur Jagd, Fischerei, zum Ackerbau, zur Vertheidigung u. s. w. auf ihre eigene Rechnung, oder auf fremden Unterricht?

Alle diese Fragen können jetzt noch nicht genügend beantwortet werden, weil die Wissenschaft der Pfahlbauten gleichsam noch in ihrem Entstehen ist. Im Allgemeinen nimmt man jetzt an, daß die Bewohner dieser Pfahlbauten zu den keltischen Völkern gehört haben, die einst weit über unsern Erdtheil verbreitet waren. Unumstößlich ist diese Behauptung aber nicht, weil man bis jetzt noch kein vollkommenes Skelet dieser Urbewohner aufgefunden hat, aus dem man mit aller Sicherheit den Beweis für die Annahme zu führen vermöchte.

Von diesen Pfahlbauten mögen manche noch in unsere Zeitrechnung hineingereicht haben, während andere entweder schon früher freiwillig oder gezwungen verlassen und zerstört worden zu sein scheinen. Man unterscheidet solche, welche noch in der Zeit der Bearbeitung des Bronzes bestanden, und andere, welche nicht über die Steinperiode hinausreichen und deshalb keinerlei bronzener Gegenstände enthalten. Zu der letztern Klasse gehören wohl alle Pfahlhüttenbauten längs des Schienberges bis ge-

gen Stein hinab: Sie sind fast ohne Ausnahme von beträchtlichem Umfange und zeigen in ihrer Anlage das Auffallende, daß sie ganz nahe am Ufer liegen, ja sich völlig an dasselbe anschließen. Der Umstand, daß hier Geräthschaften aller Art und andere Ueberbleibsel der untergegangenen Ansiedlungen in ungemein großer Menge und schichtenweise über einander zum Vorschein kommen, deutet in Verbindung mit verschiedenen andern Beobachtungen auf ein mehrere Jahrhunderte langes Bestehen dieser Wohnsitze hin.

Nach den wenigen Knochen, die in der Pfahlhüttenbaute zu Wangen vorgefunden wurden, lernen wir einen Theil der Thiere kennen, welche sich in den Wäldern des Schienenberges und seiner Umgebung herumgetrieben haben. Es sind dies der Urochs (*Ros primigenius* Boj.) und Wisent (die Stammrasse des heutigen Rindviehs), der Hirsch, das Reh, das Wildschwein, der Wolf, der Fuchs und der Hund.

Die vielen Kohlen, die sich zu Wangen, der einzig bisher untersuchten Pfahlhüttenbaute am Schienenberge vorfinden, lassen auf gewaltsame Zerstörung dieser Ansiedlungen schließen. Ueber das Wann und Wie wird wohl stets ein Schleier schweben, der vielleicht nie gelüftet werden wird.

Wenn man die bis jetzt aufgefundenen Pfahlbauten betrachtet, so kommt man zu der Ueberzeugung, daß es dem Schienenberg in der vorgeschichtlichen Zeit keineswegs an Bewohnern gefehlt haben möge. Es sind dieselben zahlreich und entsprechen den jetzigen Dtschaften, die sich am östlichen und südlichen Ufer desselben befinden.

In der genannten Richtung folgen sich die bis jetzt aufgefundenen Pfahlbauten in folgender Ordnung*):

Sznang. Oben und unten an der Schiffslände zeigt sich ein beträchtliches Pfahlwerk. Bei der untern Stelle kommen Steinbeile vor.

Hornstad. Etwas oberhalb der Häuser liegt eine große Ansiedlung, in welcher Steinbeile und Topfscherben im sog. Zellersee gefunden werden.

Gaienhofen. Oben an der Schiffslände finden sich die Ueberreste einer ausgedehnten

Ansiedlung. Da ein Bächlein hier in den See einfließt, so ist ein Theil derselben verschlamm. Steinbeile sind nicht selten.

Hemmenhofen. Diese Ansiedlung liegt vor dem Ausfluß des Mühlenbachs seeeinwärts, und ist ungefähr so groß, wie das ganze Dörfchen. Die Stelle heißt im Allmend. Die Pfähle sind zahlreich. Auf dem Kiesboden finden sich Steinbeile.

Wangen. Der Pfahlbau liegt östlich vom Dorfe in einer Bucht, welche gegen den Andrang des Westwindes durch eine Landspitze, das sog. Wangenerhorn, geschützt ist, an einer Stelle, die im Gäu heißt. Sie wird seit dem Herbst 1856 ausgebeutet und lieferte vorzüglich große Mengen verkohlter Lehren und Körner zweizeiliger Gerste und Weizen.

Oberstaad. In der Bucht zwischen diesem Orte und Kattenhorn befindet sich ein Pfahlbau, der bis ans Ufer reicht und ebenso ausgedehnt zu sein scheint, wie der von Wangen, obwohl die Pfähle nicht in großer Zahl zum Vorschein kommen. Es werden hier Steinbeile und Topfscherben gefunden.

Stein. Wenn wir vom westlichen Ende des Sees ausgehen, so treffen wir unmittelbar am Ausfluß des Rheins aus dem Untersee auf Spuren eines Pfahlbaues, der seiner Lage nach mit denjenigen von Genf, Zürich, Nidau, Konstanz viele Ähnlichkeit zeigt. Die Pfähle stehen in geringerer Entfernung von der Insel Werb und den dort befindlichen Ueberresten der Römerbrücke seeeinwärts zwischen beiden Ufern zerstreut und vereinzelt, indem die Mehrzahl derselben der Schifffahrt und des Fischfanges wegen entfernt werden mußte.

Es entsteht nun die Frage, was aus den Pfahlhüttenbewohnern geworden sei nach der gewaltsamen Zerstörung ihrer Wohnstätten. Waren sie es, welche auf dem Lande sich wieder in der Nähe ihrer Seebauten-Ruinen niederließen, oder wurden sie vom Strome der Völkerwanderung weit hinweg nach andern Ländern gerissen? Setzten sich die Ueberwinder dieser Stämme an die Stelle der Verjagten? Wer vermag diese Fragen zu beantworten und uns Kunde zu geben von Völkerstämmen, die möglicherweise vollkommen ausgerottet wurden, und von denen die ältesten Schriftsteller der Menschheit nicht einmal die Namen kannten?

*) S. Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Bd. XII. Heft 3. Zürich 1858. S. 125—128.

Als das mächtige Rom die Herrschaft über unsern Welttheil zu erkämpfen anstrebte und seine kriegsgewohnten Heere die Freiheit aller Völker niederzutreten suchte, welche sich ihr nicht willenlos zu unterwerfen gesonnen waren, mag auch der Schienenberg von ihnen nicht verschont geblieben sein. Es sind jedoch von diesen Kämpfen nicht einmal Ueberlieferungen auf uns gekommen und das Einzige, was auf römische Herrschaft hinzudeuten scheint, ist der Fund einiger Silbermünzen dieses welterobernden Volkes in der Nähe der Schrozburg.

Ebenso wenig drang sichere Kunde zu uns herüber, wie das Christenthum seine friedliche Sendung in dieser abgelegenen Gegend vollbracht habe. Nur die Sage erzählt, daß hier die ersten Christen gewesen seien, die sich vor der Wuth der Heiden in den stillen, damals wohl von allen Seiten umwaldeten Bergfessel geflüchtet hätten, in welchem jetzt das Dorf Schienenberg liegt. Hier sollen sie die Kapelle erbaut haben, die auf einem Hügel der Pfarrkirche gegenüber steht. Während aber nun Einige dieses Ereigniß ins Jahr 445, in die Zeit der Züge des weltverwüstenden Attilas verlegen, glauben wieder Andere sie in die Hunneneinfälle des 10. und 11. Jahrhunderts versetzen zu müssen.

Erst in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts erscheint der Schienenberg in der Geschichte, und Wägen und Dehnungen werden von Neugart als bestehende Orte aufgeführt. Das Letztere liegt am westlichen Fuße besagten Berges, und war der Sitz eines reichbegüterten, schon frühzeitig erloschenen Grafengeschlechtes, dessen Besitzungen sich auch über einen Theil des Schienbergs, in dem die berühmten Steinbrüche liegen, erstreckten. Der letzte Graf dieses Geschlechtes, welches mit den Habsburgern und Zähringern verwandt gewesen zu sein scheint, Namens Kuno, wird für den Großvater, des Gegenkaisers Rudolph von Rheinfelden, welcher im Jahre 1088 seiner Würde entsagte, gehalten. Kuno hatte eine Schwester des hl. Bischof Konrads zur Gemahlin und vergabte seine Burg mit 27 Ortschaften in der Höri, im Hegau und Kletgau, im Jahre 965 dem Orden des hl. Augustins. Kaiser Otto I. bestätigte diese Stiftung, welche unter wechselvollen Schicksalen im Jahre 1534 dem Hoch-

sifst Konstanz einverleibt und im Jahre 1805 aufgelöst wurde. (Fortsetzung im nächsten Jahr.)

Die Stecknadel.

An einem schönen Herbstmorgen des Jahres 1787 stand ein ärmlich aber ziemlich reinlich gekleideter junger Mensch vor dem Hause eines der größten Banquiers von Paris und schien einen innern Kampf mit sich zu kämpfen, ob er eintreten solle, oder nicht, denn „wie der Herr, so der Diener!“ dachte er, und „wenn der Thürsteher in seiner reichen Livree schon so stolz dasteht, wie wird erst der reiche Mann ausschauen.“

Endlich faßte er sich aber doch ein Herz, trat auf den Thürsteher zu und sagte: „ich wünsche Herrn Perregaur zu sprechen; ist er zu Hause?“

Die Antwort lautete bejahend und der Portier wies ihn zurecht über die geräumige Marmortreppe nach dem obern Stockwerke, wo sich der junge Mann plötzlich in einem mit Gemälden und Statuen verzierten Vorzimmer inmitten einer zahlreichen Versammlung befand, welche sämmtlich bei dem reichen Herrn des Hauses vorgelassen zu werden wünschte. — Schüchtern drängte sich der junge Mann in eine Ecke des Zimmers und wagte kaum, die gepuzten und vornehmen Herren anzuschauen, die da auf- und abgingen oder auf den seidenen Kanapees saßen. — Mit bellommenem Herzen suchte er die Unbehaglichkeit des Wartens durch die Erinnerung an seine Heimath, an den Abschied von seiner Mutter zu verdrängen. — „Was willst du in Paris?“ hatte sie gefragt, worauf er geantwortet: „Ich will das Glück suchen, mir Vermögen erwerben, um es mit dir und meinen Geschwistern zu theilen. Wenn Andere sich mit ihrem berühmten Namen, mit dem Range und Geld brüsten, das sie von ihren Vätern geerbt, warum sollte es nicht ein größerer Ruhm sein, um sich selbst, seinem Talent und Fleiß einen Namen, Vermögen und Ansehen zu verdanken?“ Aber das Glück sucht nicht immer diejenigen heim, welche es suchen, hatte die besorgte Mutter ihm geantwortet. — „Wer es aber nicht sucht, den sucht es gar nie heim,“ sagte der von angenehmen Ahnungen erfüllte Jüngling. Und so war er

voll Hoffnung und Selbstvertrauen auf den Weg gegangen; allein je näher er zum Ziel kam, desto mehr schwand sein Muth, und jetzt, wo er in dem prunkhaften Vorzimmer unter fremden kalten Menschen saß, fühlte er seinen Muth in dem Grade schwinden, als die Zahl der Leute um ihn her abnahm, und in dem Augenblicke, als er bei dem Banquier vorgelassen wurde, hätte er sich lieber weit weg gewünscht. — Herr Perregaur stand in das Lesen eines Briefes vertieft am Fenster und hatte kaum aufgeblickt, als der Jüngling eintrat; vielleicht erwartete er, daß ihn dieser anrede. Da er aber nichts hörte, als ein beengtes, heftiges Athmen, sah er endlich empor und erblickte ein offenes freundliches Gesicht und einen Mund, dem eben jetzt vor Schüchternheit die Worte fehlten, ihn anzureden.

„Sie wünschen mich zu sprechen, womit kann ich dienen?“ sagte Herr Perregaur so freundlich, daß der Jüngling seine Verlegenheit sofort verlor.

„Herr Perregaur,“ hob der junge Mann an, „ich habe weder Namen, noch Rang, noch Ansehen, noch Vermögen, aber den Fleiß und die Kraft zu arbeiten. Könnten Sie mir nicht einen Platz in Ihrem Geschäft anweisen? Auch der geringste würde mir genügen!“

„Wie heißen Sie?“ fragte der Banquier. „Jacob Laffitte,“ war die Antwort. „Ihr Alter?“ „Zwanzig Jahre.“ „Sind Sie von hier?“ „Nicht doch, ich bin aus Bayonne,“ erwiderte Jacob; — „mein Vater ist Zimmermann, und hat zehn Kinder zu versorgen; der Zweck meiner Reise ist, eine Anstellung zu finden, welche mich in den Stand setzt, meine Eltern zu unterstützen.“ —

„Ein lobenswerthes Vorhaben, junger Mann!“ versetzte Herr Perregaur; — allein bei mir ist keine Stelle offen, im jetzigen Augenblicke nicht. — „Es thut mir leid um Sie!“ setzte er wieder hinzu, als er die Entmuthigung in Laffittes Zügen bemerkte, „vielleicht sügt es sich später besser!“ — Zugleich entließ er den jungen Mann freundlich, aber mit unzweideutigem Winke zu gehen. —

Laffitte schwamm Alles vor den Augen; er stieß an die Thüre, die er zu öffnen vergaß; er versäumte es, dem freundlichen Manne seine Adresse zu geben; sein Fuß glitt auf der Treppe aus, weil seine Kniee wankten; langsamen Schrittes ging er über den Hof der Straße zu.

Die abschlägige Antwort hatte mehr noch, als die getäuschte Erwartung ihn verlegen gemacht. Da sah er vor sich im Sande etwas blinken — eine Stecknadel; er hob sie auf und steckte sie an den Aufschlag seines Rockärmels. Der Banquier stand noch immer am Fenster und blickte dem abgewiesenen Bittsteller nach, er beobachtete ihn, wie er sich bückte, um den werthlosen Fund aufzuraffen, welchen er wegen seiner Kleinheit nicht erkannt haben würde, wenn nicht die nachherige Bewegung des jungen Mannes ihn über denselben aufgeklärt hätte. — Der Mensch, der nicht einmal eine Stecknadel verloren geben läßt, dachte er, muß Sparsamkeit und Ausdauer besitzen. Rasch öffnete er das Fenster und hustete; Jacob sah auf und gewahrte, daß ihm Herr Perregaur zurückwinkte. — Schnell eilte er wieder zu dem Banquier.

„Sie wollen also die Güte haben, mich anzustellen?“ fragte Laffitte.

„Woraus schließen Sie das?“

„Aus dem Umstand, daß Sie mich zurückgerufen haben!“ —

„Rasche Fassungskraft, Ordnungsliebe und Sparsamkeit — Sie werden einen guten Kaufmann abgeben!“ sagte Herr Perregaur freundlich; „gehen Sie auf mein Comptoir; ich werde Ihnen sogleich ein Geschäft anweisen.“ —

Von diesem Augenblicke an blieb Laffitte in Perregaur's Haus. Fleiß, Brauchbarkeit halfen ihm vorwärts. In wenigen Jahren ward er Buchhalter und Cassier. — Als die Revolution ausgebrochen, ward Perregaur in den Senat gewählt; er brauchte einen treuen Mitarbeiter. Laffitte ward sein Geschäftstheilhaber. 1809 ward Laffitte Direktor der Bank von Frankreich; sein Ansehen stieg; 1814 ward er Präsident der Bank und Handelskammer. In demselben Jahre bei der Einnahme von Paris, war es Laffitte, der dem Herzog von Ragusa sein Vorhaben, Paris in Brand zu stecken und die siegreichen Verbündeten abzuhalten, ausredete; dadurch ward Laffitte ein volksthümlicher Mann. Immer größer ward Laffittes Vermögen, an dessen Erwerb kein Makel klebte und so groß war sein Ansehen, daß ihm Ludwig XVIII. im Anfange der 100 Tage, als er vor Napoleon flüchten mußte, sein ganzes Privatvermögen anvertraute; und Napoleon legte das seinige ebenfalls in Laffittes Händen nieder, als er vor

den verbündeten Heeren wich. Für den mühsamen Posten eines Bankdirektor ist eine Besoldung von 100,000 Franken ausgesetzt; Laffitte verzichtete während der sieben Jahre, wo er dieses Amt bekleidete, auf diesen Gehalt. Laffitte ward der Liebling des Volks und ein so einflussreicher Mann, daß er 1830 bei der Julirevolution eine Rolle spielte welche es ihm möglich machte den damaligen Herzog von Orleans, nachherigen König Ludwig Philipp, aus seiner Verborgenheit hervorzuziehen und ihn zum Erben des Thrones zu ernennen, eine That, die, aus so erbem Herzen sie auch entsprang, ihn dennoch später wegen der großen Enttäuschung in die berühmten Worte ausbrechen ließ: „Ich bitte Gott und die Welt wegen meines Antheils an der Julirevolution um Verzeihung!“

So hatte denn Laffitte Vermögen, Ansehen, Namen, Rang und was mehr ist, als Alles dieses: die allgemeine Liebe und Achtung eines großen Volkes durch sich selbst errungen; aber — kleine Ursachen — große Wirkungen — der erste Schritt zu diesem Glücke war das Aufheben einer Stecknadel.

Die Geschichte von einem Disi!

Curiose Ueberschrift dies, wirst denken, was ist denn das: ein Disi? Der Wanderer kennt eine Frau, die viele Töchtern hat, welche auch mitunter Besuch von des Nachbar's Mädchen bekommen. Kommt's Gespräch auf's Heirathen, so sagt die Frau jedesmal: Ihr Mädle, i sag ei, nehmet nu kon Disi!

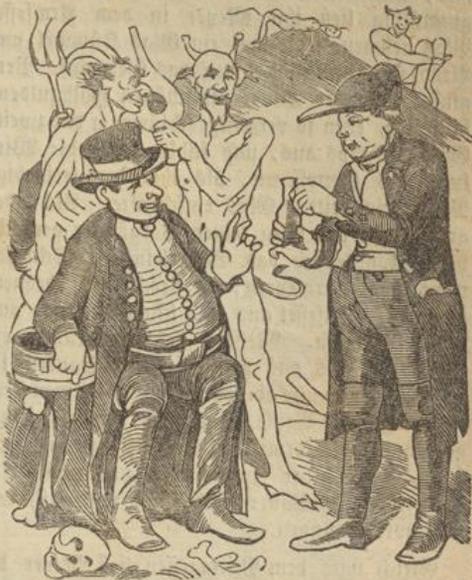
Anna: Ja Frau Salome, sagt uns auch, was das ist, ein Disi? Salome: Das wilt ich euch sagen. Unter einem Disi verstehe ich einen Mann, der sein zweites oder drittes Weib hat. Geht dann etwas im Hauswesen nicht nach Wunsch, so heißt's gleich: „Disi (die erste Frau) hat's so und so gemacht und ich sage auch euch nochmals: Nehmt nur kein Disi!“

Ein solcher Disi hatte eine Kuh, welche gekälbert hatte. Der Kuh sollte nun schnell ein Trank bereitet werden, was aber nach Ansicht unseres Disi etwas langsam ging.

Um nun den Laube zu trösten, ging unser Disi hierauf in die Kammer, holte das Bortrat seiner ersten Frau, brachte es hinunter in den Stall, zeigte es dem Laube und sagte:

Schau Laube, wenn's Kätherle no lebe würd', so hättest du scho lang dei Tränkle. Als Zeichen seiner Zustimmung nickte der Laube beifällig mit dem Kopfe.

Wie man's macht, ist's nicht recht.



Auf dem Schwarzwald geht die Sage, der Müller-Doni sei in d'Höll und bald der Sternewirth au zu ihm kume.

Sternewirth: Grüßis Doni bist scho do?

Doni: He friele. Hätt' do nit g'laubt, daß mer au gar so schlimm wer go! und am allerwenigst-e denkt, daß mer hier e-nander wieder treff-e würdet!

Sternewirth: Jo wurum bist denn du hieher kumme, a des grausig Ort?

Doni: Hä, wosch jo wohl, wie's d'Müller hänt; sie machet, wenn sie bim Gerber 's Loh-Korn nehm-e, de Sester z'voll.

Sternewirth: Bei mir ist's g'rad umgekehrt. Zi ha de Gäst de Schoppe nie recht voll g'macht, und ka nun hier, dies schrekli büße.

Doni: U's dem laßt sie aber schließ-e, daß mer's nit gli recht ka mache, mit den-e zietliche Sach-e.

Der getäuschte Holzbauer.

Professor Meyer in H., immer guter Laune und des Wiges voll, kaufte eines Tages eine Fuhr Holz und ließ solche vor seinem Hause abladen. Müde und matt von der drückenden August-Hitze trat der Holzbauer in Meyers Zimmer, um sein Geld in Empfang zu nehmen; gutmüthig ließ ihn Meyer in dem Armsessel Platz nehmen, setzte ihm ein Glas Kummel und Brod vor, und zählte nun das Geld auf. Vergnügt strich der Bauer die schönen Halbguldenstücke ein, eben so vergnügt schlürfte er das zweite Glas Schappys aus, und fühlte schon die Wirkung des Genossenen, als ihm der freigebige Meyer ein drittes Glas einschenkte. Als aber auch dieses den Weg seiner Vorgänger gemacht hatte, konnte sich das Bäuerlein des Schlafes nicht länger erwehren; er streckte sich bequem in seinem Lehnstuhl aus und schnarchte bald aus allen Registern. Meyers bekannte Laune erwachte; er ließ das Fuhrwerk des Bauern im nächsten Gasthause einstellen, empfahl seinen Leuten möglichsie Stille, und ging nun zu seiner gewöhnlichen Vormittags-Gesellschaft im Hirschen. Bei seiner Zurückkunft, um zwölf Uhr schnarchte der Bauer noch sanft und süß, wie vor zwei Stunden.

Gleich nach dem Mittagessen ließ Meyer die Lichter anzünden und in einer Ecke des Zimmers Betten auf die Erde hinlegen; er selbst, im Schlafrock und Nachtmütze, saß, mit einem Buche in der Hand, am Tische. Die Haushälterin nebst der Magd hatten Befehl, sich schlafzig zu stellen, sobald der Bauer erwachen würde. Nach einer Viertelstunde dehnte sich dieser wirklich im Lehnstuhl, rieb die Augen und blickte, beide Arme auf die Sessellehnen gestemmt, verstimmt umher. Meyer sah unverwandt in sein Buch, die Frauensleute nickten. „Ja, was Teufel!“ brach der Bauer jetzt los, „ich will doch nicht hoffen — — daß es Nacht ist!“ lachte Meyer: „Dem ist so! Er hat so sanft und fest geschlafen, daß ich mir ein Gewissen gemacht hätte, ihn aufzuwecken. Eben habe ich meinen Abendsegen gelesen; wir gehen nun zu Bett, und er schläft diese Nacht in meinem Hause; steht er, dort hab' ich ihm schon seine Lagerstätte bereiten lassen.“ „Aber meine Ochsen, mein Wagen?“ — „Die hab' ich im

Hirschen eingestellt. Er sieht, daß ich in allen Stücken Sorge für ihn getragen habe.“ — „Aber mein Weib! was wird die sagen, wenn ich erst morgen nach Hause komme?“ — „Nun, die wird sich schon beruhigen, wenn sie ihren Mann und die Ochsen gesund wieder sieht,“ tröstete Meyer. „Doch wir plaudern hier, meine Weibleute wollen zu Bett, ich will auch schlafen gehen; hurtig zieh' er sich aus und leg' er sich auf's Ohr! Da, trink' er noch ein Glas Schnapps zum Schlaftrunk, und jetzt frisch ausgezogen!“ Ganz schlafdämlich zog der verbüßte Bauer Kittel, Brustlatz und Stiefel aus, stürzte seinen Schnapps hinunter, wünschte dem Hausherrn eine gute Nacht, streckte sich auf das Bett hin, und in ein paar Minuten schnarchte er stärker als vorher.

Jetzt ließ Meyer die Laden wieder öffnen, die Lichter auslöschten und die gewöhnlichen Geschäfte des Tages vornehmen. Etwa nach einer Stunde weckte er den Bauer auf. „Freund!“ rief er, „ihr seid aber doch eine gewaltige Schlafmütze; es ist schon wieder drei Uhr Nachmittags; ihr habt jetzt in einem Strich fast neunundzwanzig Stunden geschlafen; macht nun, daß ihr nach Hause kommt.“ — „In meinem Leben,“ behauptete der ganz verblüffte Bauer, indem er in die Kleider fuhr, „habe ich noch nicht so lange geschlafen. Bin nur begierig, oder eigentlich nicht begierig, was meine Frau sagen wird.“ Und nun bedankte er sich bei Meyer für Nachtquartier und Schnapps, und eilte in den Hirschen zu seinen wackern Ochsen.

Hatte er dort von seiner Langschläferei erzählt und wurde er darüber tüchtig ausgelacht, daß er vier Stunden Schlaf für neunundzwanzig derselben gehalten — genug, als er an Meyers Hause vorbeifuhr und diesen am Fenster erblickte, drohte er mit der Peitsche, schnitt ein Galgen Gesicht und hieb dann grimmig auf seine Ochsen los.

It! It! It!

Das Stäse-Bäuerle von Singen wäre nach Eröffnung der Bahn gern einmal in's Vaterland gefahren; denn bisher kam er nie weiter als nach Radolfzell und nach Nach auf den Markt. Seine Absicht gab er vielfach kund mit dem Anfügen, wenn's nur nichts kosten

würde. Sie könnten einen auch umsonst — so gelegentlich — mitnehmen; sie fahren ja doch Land auf und ab, etwa so, wenn man dem Mühlenwagen aufsitzt wenn er nach Hülzingen fährt.

Eine lustige Gesellschaft dort bekam Wink und lud das Stefä-Bäuerle ein.

Bierwirth. Wie gefällt euch die Eisenbahn — Stefä:

Stefä. So mir g'fallt si guet. I wär scho lang gern e-mol nach Schaffhuse und Basel g'fahr-e; es will mer nur z'viel kost-e.

Bierwirth. Ja da ist leicht zu helfen, Ihr müßt euch nur in unsere Gesellschaft aufnehmen lassen, dann könnt ihr fahren, wenn und wohin ihr wollt, und kostet euch nichts.

Stefä. So des ließ sie höre! aber was kost's, wenn me i eu-e G'sellschaft will?

Bierwirth. Soviel Bier, als die Gesellschaft an einem Abend trinkt.

Stefä. Nu, des will mer g'fall-e lo. Es ist do net, wenn mer fahre ka, wohin mer will und wann mer will, und no um-e-sonst.

Beim Bierwirth gieng's diesen Abend sibel zu auf Rechnung des Stefä-Bäuerle, welcher seine erste Reise am nächsten Sonntag beginnen wollte. Die Gesellschaft legte unterdessen Geld zusammen zu einem Billet nach Schaffhausen, nahm Rücksprache mit dem Kondukteur, bezeichnete diesem den Stefä und händigte ihm gleich dessen Billet ein. Der Stefä wurde angewiesen, wenn der Kondukteur nach dem Billet frage, so dürfe er blos mit dem Zeigfinger der rechten Hand unter der Nase durchfahren und dabei machen ft! ft! ft!

Kaum saß unser Stefä recht im Wagen, so hieß es schon: Billet vorzeigen!

Der Stefä erhebt sich ehrerbietig, setzt seinen rechten Zeigfinger unter der Nase an und macht dabei: ft! ft! ft!

Kondukteur. Schon gut Stefä! Schon gut, wir verstehen uns! Dies wiederholte sich fast auf jeder Station und unser Stefä wurde anfangs stolz auf sein: ft! ft! ft!

In Schaffhausen stritt's mit ihm, ob er aussteigen oder gleich nach Basel wolle. Er entschied sich für's Letztere.

Da beim Zuge der Kondukteur nicht wechselte, so gieng's dem Stefä noch gut; er ließ ihn, um der Gesellschaft in Singen den Spaß nicht zu verderben, sitzen.

Unser Stefä beschaute nun, in Basel angekommen, die Stadt und Umgegend. Da die Zeit schneller herum gieng, als er meinte, so verpaßte er auch den Zug, der noch am gleichen Tag Singen erreichte und stieg im letzten Zuge endlich wieder ein. Kaum hatte unser Stefä Platz genommen, so hörte er schon wieder eine andere Stimme rufen: Billet vorzeigen! Der Stefä erhebt sich, setzt kunstgerecht den rechten Zeigfinger an und macht: ft! ft! ft!

Kondukteur: Was ft! Das Billet zeigt vor! Stefä wiederholt nochmals sein ft, aber o weh, der Kondukteur versteht ihn nicht und meint, der Mann sei verrückt. In Grenzach muß unser Stefä aussteigen und Nachzahlung leisten. Unterdessen fährt der Zug ab. Stefä



steht da und kann nachsehen. Es wird ihm schwarz und blau vor den Augen. Statt bald zu Hause, wo seine Alte auf ihn wartet, ist er fremd und verlassen in Grenzach, eine Stunde oberhalb Basel. Unterdessen tröstet er sich auf morgen mit der Annahme, der gleiche Kondukteur, der ihn gestern so gut verstanden, werde wieder beim Zuge sein. Doch am andern Tage geht's gleichfalls schief; sein ft wird nicht mehr verstanden, wenn er's auch zehn Mal wiederholt; überall bezahlen und bezahlen. Verstimmt

